

Vom

anderen Ufer.

Vom

anderen Ufer.

Aus dem Russischen Manuskript.

Hamburg,

Hoffmann und Campe.

1850.



Wer hat Recht?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?.. –

Göthe. Prometheus.

I.

Vor dem Gewitter.

Ist's denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sei?
Nein, doch niemand hört's gerne, da bleibt es geheim.

Göthe.

I. Vor dem Gewitter.

Ein Dialog auf dem Verdeck.

— — Ja, ich sehe sehr gut ein, in Ihrer Auffassungsweise der Dinge liegt viel Muth, viel Wahrheit, sogar viel Humor. Ich kann sie indessen nicht annehmen. Es ist eine Sache der Organisation des Nervensystems. Sie werden wenig Proselyten machen, Sie müßten denn einmal die Kunst erfinden, das Blut in den Adern umzuschaffen.

— — Vielleicht. Mein Gesichtspunkt fängt dessenungeachtet an, Ihnen zu gefallen. Sie suchen bereits nach physiologischen Ursachen für psychische Erscheinungen; Sie wenden sich zu der Natur.

— — Aber nicht, um in ihr eine indifferente Ruhe zu finden, um mich von den menschlichsten Leiden loszumachen, um, wie Göthe, in einer theilnahmlosen Betrachtung vom Olymp auf das unsinnige Toben der Wellen dort unten herabzublicken und vornehm der wilden Gährung einer chaotischen Welt zuzuschauen, die sich immer, ohne die Kraft des Erringens in sich zu tragen, nach Gestaltung sehnt.

— — Ah! Sie werden beißend, aber ich beziehe das nicht auf mich; ich habe, wenn ich etwas zu verstehen suchte,

nie ein anderes Ziel gehabt, als eben etwas zu verstehen. Alles, was ich hörte, Alles, was ich las, genügte mir nicht ganz; es war mir trotzdem, daß ich etwas wußte, nicht klar, nicht leicht. Die Erläuterungen führten immer zu Widersprüchen oder zu Absurditäten — ich wollte etwas weiter sehen. Ich suchte weder Trost noch Desperation, ich war jung und übermüthig. Jetzt hätte ich vielleicht mit Entzücken etwas Tröstendes, etwas Erfreuliches angenommen; — man wird älter, es bleibt immer weniger und weniger Freude, da erst lernt man sie hochschätzen. Für mich freilich sind die hinter mir liegenden Brücken längst verbrannt. — Das schmerzt mich auch nicht. Damals, wie gesagt, suchte ich nur die Wahrheit, suchte nur meinen Gesichtskreis über das Gewöhnliche hinaus zu erweiterrn. Habe ich viel verstanden oder wenig, ich weiß es nicht; doch ist mir seitdem Manches klarer; meine Ansichten sind nicht besonders tröstend, aber ich bin ruhiger, gefaßter geworden. Ich hörte auf, mich zu ärgern, daß das Leben uns das nicht gibt, was es uns nicht geben kann — und das ist beinahe Alles, was ich erarbeitet habe.

— — Ich von meiner Seite will gar nicht aufhören, mich zu ärgern und zu leiden: das ist mein Recht, und ich werde es nicht aufgeben. Ja, meine Indignation ist mein Recht, ich will mich nicht versöhnen.

— — Mit wem? Es ist ja auch Niemand da, mit welchem Sie sich versöhnen könnten. Sie sagen, daß Sie nicht aufhören wollen zu leiden, d. h. daß Sie die Wahrheit nicht so annehmen wollen, wie sie sich Ihnen entwickeln wird. Im Voraus negiren Sie schon die Konsequenzen Ihrer eigenen Logik, Sie belieben einzelne Resultate anzunehmen, andere aber zu verwerfen. Das ist ja wieder der lächerliche Engländer, der sein Leben lang Napoleon nicht als Kaiser anerkennen wollte, was, wie Sie wissen, Napoleon gar nicht verhinderte, sich zwei Mal krönen zu lassen. In diesem hartnäckigen Wunsche, immer im Zerwürfnisse mit der Welt zu bleiben, sehe ich nicht nur eine Inkonsequenz, sondern auch viel Frivolität. Der Mensch

liebt außerordentlich, überall Effekt zu machen, eine Rolle zu spielen, besonders eine tragische. Es ist ja so schön, so edel zu leiden; Leiden setzen Unglück voraus, Unglück macht selbst die unbedeutendste Persönlichkeit interessant, und das ist noch nicht Alles. Zu dieser Frivolität gesellt sich noch eine große Dosis von Feigheit. Nehmen Sie am Worte keinen Anstoß. Man kann in vielen Dingen sich tapfer zeigen und doch einen panischen Schrecken vor der Wahrheit haben. Sehr Viele ziehen Leiden und Unglück der Analyse, dem nüchternen Wissen vor. Ueberhaupt lenken die Leiden ab, beschäftigen sehr und sind sehr tröstend. Ja, ja! sehr tröstend und, was das Schlimmste ist, die Leiden wie jede andere Beschäftigung erlauben dem Menschen nicht, sein eigenes Leben tiefer zu ergründen. Paskal hat mit Recht gesagt: die Menschen spielen Karten, weil sie fürchten, mit sich allein zu bleiben. Der Mensch fürchtet eine innere Stimme und deßhalb sucht er diese oder jene Karten, um diese Stimme zu übertäuben. Das ganze Leben eines Menschen ist eine fortwährende Flucht vor sich selbst, wie wenn Gewissensbisse ihn verfolgten; er ist immer erschreckt. Sobald nur der Mensch auf eigenen Füßen steht, fängt er an zu schreien, um nicht zu hören, was sein Inneres ihm zuflüstert. Ist er schwermüthig, so hofft er auf Zerstreuung; ist er beschäftigt, so sinnt er auf eine unnütze Tändelei. Aus Haß gegen die Einsamkeit befreundet er sich mit dem ersten Besten, liest alles Mögliche, und wenn er auch hieran keine Freude mehr findet, so heirathet er ebenso unbesonnen, als er gelebt hat. Nur hier ist ein Hafen, der Familien Frieden und Krieg wird dem Gedanken und der geistigen Entwickelung nicht viel Platz lassen, und dann ziemt es sich auch nicht, einem Familienvater, einem ehrenwerthen Manne die Beschäftigung mit solchen Gedanken zuzumuthen. Wer aber zufälliger Weise kein Familienleben findet, der berauscht sich mit allem Möglichen, mit Wein, mit Numismatik, mit Karten, mit Botanik, wirft sich in den Mystizismus, macht sich zum Jesuiten, peinigt sich selbst, übernimmt

die schwierigsten Lasten, und diese scheinen ihm doch noch leichter als die ungewisse, ihm drohende Wahrheit. In dieser Furcht vor dem Forschen, in dieser gesuchten Beschäftigung, in diesem erkünstelten Unglück, sich selbst jeden Schritt zu erschweren, wandern wir durch das Leben, halb aufgewacht, gar nicht zu uns selbst kommend, und sterben im Dunste der Absurditäten und des Wahnes. Dann ist die Farce ausgespielt: weniger muthig als Rabelais haben wir nicht das Herz, nach dem Vorhang zu rufen. Sonderbar! In allen Fragen, in denen es sich nicht um die Ergründung der innersten Bedingungen des Lebens handelt, sind die Menschen klug, tapfer und scharfsichtig. So halten sie z. B. die Natur für etwas Fremdes, studiren sie gewissenhaft, da ist eine ganz andere Methode, eine ganz andere Art und Weise. Ist es nicht traurig, überall einer solchen Furcht vor der Wahrheit zu begegnen? Nehmen wir selbst an, daß viele von unseren Hirngespinnsten verbleichen, nehmen wir an, daß uns das Leben durch diese Erkenntniß nicht leichter, sondern schwerer wird, so ist es dennoch würdiger, kräftiger und edler, diese Scheu fahren zu lassen. Wenn die Menschen nicht verlernt hätten, die Natur im Menschen zu studiren, wenn sie sich selbst in der Natur und die Natur in sich begriffen hätten, wenn sie ihre Unzertrennbarkeit verstehen wollten, so wären sie längst von ihrem hohen Piedestal und ihren curulischen Sesseln heruntergestiegen, hätten einen viel einfacheren Blick in das Leben geworfen und aufgehört, deshalb gegen die Natur zu wüthen, weil sie ihre phantastischen Befehle und Wünsche nicht vollzieht. Sie, mein lieber Freund, Sie haben nicht das vom Leben erwartet, was es Ihnen gab, und nun, anstatt das Gegebene zu schätzen, ärgern Sie sich. Wenn Sie wollen, so liegt darin im Allgemeinen nichts Schlechtes. Diese Indignation ist ein saures Ferment, das den Menschen zur Thätigkeit und zum Fortschritt aufrüttelt. Aber das ist ja nur der Impuls. Was haben Sie denn davon, daß Sie ihr ganzes Leben im Beweinen des mißlungenen Erfolgs, im Aergerniß und traurigen Kampfe

zubringen? Sagen Sie mir offenherzig, wie suchten Sie sich zu beweisen, daß diese Ihre Anforderungen an's Leben wahr seien?

— — Ich habe diese Forderungen nicht ausgedacht, sie sind in meiner Brust geboren. Je mehr ich dann reflektirte, als desto berechtigter drängten sie sich mir auf, desto klarer entfaltete sich mir ihre Vernunft. Das sind meine Beweise. Und dann ist es ja kein Wunder, kein Wahnsinn. Tausend und tausend Andere, die ganze gegenwärtige Generation leidet beinahe ebenso, mehr oder weniger, je nach den Umständen oder dem Grade ihrer Entwickelung. Wenn wir die unglücklichen Menschen ausnehmen, welche durch die materiellen Lasten so sehr gedrückt sind, daß sie nicht einmal die Zeit haben, menschlich zu leiden, und die goldene Mittelmäßigkeit, die auf gleiche Weise von den Ufern des Paradieses und der Hölle fortgewiesen wird, so charakterisirt sich vielleicht unsere Zeit durch diesen allgemeinen Unmuth am entschiedensten. Eine schwere Langeweile hat sich auf die Seele des heutigen Menschen gelagert, das Bewußtsein seiner moralischen Schwäche drückt ihn darnieder. Ich sehe Sie an als eine Ausnahme, und dazu ist mir noch Ihre Gleichgültigkeit verdächtig, sie sieht zu viel nach einer erkalteten Verzweiflung aus. Das ist die Gleichgültigkeit eines Menschen, der nicht nur die Hoffnung, sondern auch die Hoffnungslosigkeit verloren hat; das ist keine natürliche Ruhe. Die Natur, die, wie Sie einige Male wiederholt haben, in Allem, was sie macht, so wahr ist, muß ja doch auch in dieser physischen Erscheinung des Mißbehagens und des Grames wahr und berechtigt sein. Ihre Allgemeinheit schon gibt ihr Rechte. Nun sagen Sie, wird es Ihnen von Ihrem Standpunkte aus nicht schwer, dem zu widersprechen?

— — Warum denn widersprechen? Ich verlange nichts mehr als mich mit Ihnen zu verständigen. Die drückende Lage, von der Sie reden, ist augenscheinlich und hat offenbar eine historische Berechtigung, ja noch mehr, sie verpflichtet sogar den

Menschen, aus ihr einen Ausgang zu suchen. Leiden und Schmerz sind Herausforderungen zum Kampfe, sie sind wie das Signal eines Vorpostens, welcher auf eine Gefahr oder den herannahenden Untergang aufmerksam macht. Die Welt, in welcher wir leben, stirbt ab, soweit sie an die jetzt existirenden Formen gebunden ist. Keine Arzneimittel wirken mehr auf diesen verbrauchten Körper. Das ist ein inhaltschwerer, langweiliger Todeskampf. Damit die Erben einmal frei Athem holen können, muß man den Alten begraben, und wir suchen ihn immer zu kuriren. Sie haben bestimmt in Ihrem Leben schon diese schauerliche Ungewißheit gesehen, die im Hause eines Sterbenden herrscht. Die Verzweiflung vermehrt sich durch die Hoffnung, die Nerven sind angespannt, die Gesunden sind krank, die Geschäfte gehen nicht mehr. Und der Tod des Kranken erleichtert die Seele der Ueberlebenden; Thränen fließen, aber man ist heraus aus diesem ängstlichen Harren, das Unglück steht in seiner ganzen Größe unwiderruflich vor Augen, alle Hoffnungen sind abgeschnitten, und das Leben fängt an zu heilen, zu versöhnen, und eine neue Wendung zu nehmen. Dasselbe wiederholt sich in einem andern Maßstabe, dasselbe geschieht unmittelbar vor den Kataklysmen, in welchen der ganze soziale Organismus erschüttert wird, in welchen eine Seite des Bestehenden abstirbt und eine andere von der Welt Besitz nimmt. Wir leben in einer solchen Zeit. Das genügt schon, um den ängstlichen Unmuth zu erklären. Aber das ist nicht Alles: bedenken Sie nur, wie viel von diesem kränklichen Sehnen und diesem Grame die vorhergehenden Jahrhunderte in uns erzogen haben. Vor ein paar Jahrhunderten war ja alles Lebendige noch erdrückt, der Gedanke wagte kaum zu protestiren, seine Lage war ähnlich derjenigen der Juden im Mittelalter, heuchlerisch durch Nothwendigkeit, schüchtern umherspähend bei jedem Schritte — und unter solchem Einflusse bildete sich unser Verstand heran. Er ist mitten in dieser ungesunden Sphäre aufgewachsen, vom katholischen Mystizismus trat er in den deutschen Idealismus,

und bewahrte hier wie dort die Furcht vor allem Natürlichen. Bei den Gewissensbissen eines betrogenen Gewissens, bei der unterwürfigen Hochachtung vor allen Abstraktionen, die sich an die Stelle der frühern Götzen drängten, konnte der Mensch sich nicht mit dem Leben versöhnen, er blieb bei seiner romantischen Schwermuth und litt in der That. Ist es denn lange her, daß wir, eingeschüchtert von Kindheit an, die unschuldigsten Triebe unserer Seele zu bekämpfen aufhörten; sind es denn auch jetzt Viele, die zu verstehen wagen, daß oftmals der Stolz kein Laster ist, daß man keine Liebe findet ohne Egoismus, daß der Wunsch des Genusses ganz gerecht ist? Ist es denn lange her, daß wir nicht mehr vor uns zurückschrecken, weil wir in unserer Seele solche leidenschaftliche Aufschwünge entdecken, die nicht die Ehre hatten, im Verzeichniß des romantischen Tarifs eingeschrieben zu sein? Mußte nicht ein solch unnatürliches Leben zu einer schwermüthigen Zerrissenheit führen? Sie haben gesagt, daß jene Forderungen sich in Ihnen natürlich entwickelt haben. Es ist so und nicht so. Alles ist natürlich. Die Skropheln entwickeln sich ganz natürlich aus einer schlechten Nahrung und einem feuchten Klima, aber wir halten sie doch nicht für etwas dem Organismus Nothwendiges, und machen alle möglichen Anstrengungen, um sie los zu werden. Die Erziehung behandelt uns in derselben Weise, wie Hanibals Vater seinen Sohn: sie läßt uns schwören, ehe wir zur Erkenntniß gelangen, sie wirft uns in die Maschen eines moralischen Netzes, so daß wir es für eine Pflicht halten, uns von diesem Zwange aus falsch verstandenem Ehrgefühl nicht loszusagen. Es ist auch gar nicht leicht, uns von dem zu befreien, was wir mit der Muttermilch eingesogen haben; die Erziehung täuscht uns, ehe wir zu beurtheilen im Stande sind, ob sie Recht hat; sie lehrt die Kinder Unmöglichkeiten glauben, verdirbt ihren Instinkt und gestattet ihnen kein freies und unbefangenes Verhältniß zum Objekt. Indem wir allmälig heranwachsen, sehen wir ein, daß es weder in den Gedanken noch in der

Wirklichkeit ganz richtig hergeht, daß dasjenige faul ist, was man uns als Stütze darbot, und daß dasjenige uns Heil bringt, wovor man uns wie vor Gift warnte; es dauert lange, bis wir, absichtlich betrogen, seit unserer Kindheit am Narrenseile herumgeführt, in allen Dingen an Autorität und Eselsbrücken gewöhnt, endlich zu einer gewissen Freiheit im Leben gelangen. Jeder fängt an, auf seine eigene Faust und mit seinen eigenen Kräften sich zur Wahrheit emporzuarbeiten. Taumelnd, in unnützen Kämpfen befangen, oft stolpernd, aber geleitet vom Wissensdurst, horchen wir an den Thüren und bemühen uns durch eine Spalte zu sehen, verdecken aber verstohlen diesen Trieb, denn wir waren ja gewöhnt, die Wahrheit für ein Laster und die Verachtung der Unwahrheit für die größte Frechheit zu halten. Finden Sie es dann nach allem diesem sonderbar, daß wir unser Inneres mit unserm äußern Sein nicht in Harmonie bringen können, daß wir Ueberflüssiges fordern, Ueberflüssiges opfern, daß wir das Mögliche nicht schätzen und unwillig werden, weil das Unmögliche, so zu sagen, uns nicht schätzt? In vollem Aufruhr gegen die natürlichsten Bedingungen des Lebens unterwerfen wir uns demüthig den unberechtigtsten Abgeschmacktheiten. So ist unsere ganze Civilisation: sie hat sich im sittlichen Kampfe entwickelt, sie ist, von den Schulen und Klöstern sich losreißend, nicht ins wirkliche Leben hinausgetreten, sie hat, wie Faust, nur einen Spaziergang gemacht, um sich umzuschauen und zu reflektiren und dann von der rohen Masse sich wieder in Akademieen und Salons zu entfernen. Sie hat ihren ganzen Weg mit zwei Fahnen in der Hand zurückgelegt. „Romantik für das Herz“ stand auf der einen, „Idealismus für die Vernunft“ auf der andern. Daher rührt die Desorganisation unsers Lebens. Wir lieben nichts Einfaches, wir verachten die Natur und wollen ihr Herr sein, wir besprechen die Kranken und wundern uns, daß es ihnen nicht besser wird. Die Physik beleidigt uns mit ihrer unabhängigen Selbstständigkeit; Alchimie, Magie brauchen wir.... und das Leben und die Natur gehen

gleichgültig ihren Weg, dem Willen des Menschen sich nur in soweit fügend, als er gelernt hat, mit ihren eigenen Mitteln auf sie zu wirken.

— — Es scheint, daß Sie mich für einen deutschen Dichter aus der Vergangenheit halten, für Einen von denjenigen, welche sich ärgerten, daß sie einen Körper hatten, die sich dadurch erniedrigt fühlten, daß sie essen mußten, die überirdische Jungfrauen, eine andere Natur, eine bessere Sonne suchten. Zwar habe ich in Deutschland studirt, indessen blieb ich im Grunde meines Herzens Italiener. Das Naturel des Italieners, durch die Natur und die plastischen Künste entwickelt, ist vorzugsweise reell. Wir wissen sehr gut, daß es weder eine bessere Natur, noch eine klarere Sonne, noch schönere Frauen als bei uns gibt. Ich will weder Magie noch Mysterien; mein Wunsch ist bedeutend einfacher. Ich will vielmehr gerade aus dem Zustande heraustreten, den Sie eben noch zehnmal schärfer als ich geschildert haben. Ich will mich aus der sittlichen Impotenz, aus dieser kläglichen Unanwendbarkeit der Ueberzeugungen, aus dem Chaos herausarbeiten, in welches wir so tief gerathen sind, daß wir nicht mehr wissen, wer unser Freund und wer unser Feind ist. Ich will heraus, weil es mir widerwärtig ist, überall nur Folternde und Gefolterte zu erblicken. Bedarf es der Hexerei, um den Menschen auseinander zu setzen, daß sie selbst Schuld sind, wenn sie sich so schlecht befinden; ist es denn so schwer zu erklären, daß es z. B. niederträchtig ist, einen Bettler zu plündern; daß es abscheulich ist, einem verhungerten Menschen gegenüber das Essen bis zur Völlerei zu treiben; daß der Mord immer ein Mord ist, sollte er versteckt auf der Landstraße, oder bei hellem Tage auf dem öffentlichen Markte vor allem Volke verübt werden; daß Eines zu sprechen und Anderes zu thun den Menschen erniedrigt; mit einem Wort, sind denn alle diese neuen Wahrheiten so schwer zu verstehen? — Man wiederholt sie ja seit der Zeit der sieben griechischen Weisen, und damals schon waren sie sehr alt. Es ist um toll zu werden: man predigt alle möglichen Lebenstheorieen,

Evangelium und Philosophie; Jedermann ist einverstanden, Niemand widerspricht ihnen, aber Niemand führt sie aus.

— — Unter uns gesagt braucht man sich das auch nicht sehr zu Herzen zu nehmen. Mir scheint, daß diese Lehren und Theorieen größtentheils doch noch etwas Absurderes, wenigstens Abstrakteres sind, als die einfachen Lebensnormen, welche die Menschen durchlebt haben. Die Gedanken laufen immer voraus, die Völker können sie nicht einholen. Nehmen Sie z. B. unsere Zeit. Einige geistig entwickelte und vorgeschrittene Menschen haben das Programm einer Umwälzung aufgestellt, welches zu verwirklichen die Völker nicht kräftig genug sind. Die Vorläufer dachten, es reiche schon hin, an die Menschen den Ruf ergehen zu lassen, damit ihnen gefolgt werde. Sie haben sich geirrt. Das Volk kennt sie so wenig, als sie das Volk kennen. Als sie das sahen, fingen sie an zu schreien, gaben den Zurückgebliebenen Zeichen, überschütteten sie mit Vorwürfen; aber es war zu spät, sie waren zu entfernt von einander. So weit reicht keine Stimme. Dazu ist die Sprache dieser Vorläufer eine andere als die des Volkes. Wie sollt' es sie verstehen?

— — Aber was konnten sie machen? Ihre Lage war ja fürchterlich. Sollten sie denn umkehren? —

— — O nein! Was können wir machen, so lange wir unangenehme Wahrheiten, oder Wahrheiten, an die wir nicht gewöhnt sind, fürchten? Es thut uns wehe, einzugestehen, daß wir uns in einer erschöpften Welt herumtreiben, welche sich aus ihrem Verstande herausgelebt hat, und weder Kraft noch Schwung hat, um sich auf die Höhe ihrer eigenen Gedanken zu stellen. Wir haben Mitleid mit ihr, auf Grund dieses Mitleids unterstützen wir sie und bleiben bei unsern Ueberzeugungen, deren erstes Jota für die bestehenden Zustände das Todesurtheil ist. — Die Menschen, die Gesellschaft haben eine Richtung eingeschlagen, deren Veränderung schwer ist, so lange die alten Formen noch vor unsern Augen sind. Wir haben uns in diese Formen, wie in unsere eigenen Kleider, hineingelebt; wir merken nicht,

daß letztere nach einem ganz andern Maße gefertigt waren, — das Maß war an unsern Vorgängern genommen; selbst das Gehirn des Menschen hat sich unter dem Einflusse der vorhergegangenen Zustände entwickelt. Es hat nicht die Kraft, Manches zu fassen, Manches faßt es unter falschem Gesichtspunkte auf. Die Menschen haben sich mit solcher Mühe bis auf die Gegenwart durcharbeiten müssen, daß diese, nach dem Wahnsinn des Feudalismus und nach dem ihm folgenden schweren Joche, ihnen ein glücklicher Hafen zu sein scheint, und daß sie fürchten, selbst das Geringste an der Natur zu ändern. Sie sind schwer geworden in ihren Formen; die Gewohnheit trat an die Stelle der Anhänglichkeit an dieselben; der Horizont wurde immer enger, der Schwung der Gedanken kleiner, der Wille kraftlos.

— — Schönes Bild! Fügen Sie nur noch hinzu, daß neben diesen Befriedigten, für welche die gegenwärtige Ordnung ganz genügend ist, auf der einen Seite das arme unentwickelte Volk in einem Kampfe ohne Ausgang, voller Entbehrungen und voll verzehrender Arbeit verwildert und verhungert; daß aber auf der andern Seite wir stehen, die wir unvorsichtig vorausliefen, wie Pionniere die neue Welt mit Stangen absteckten und doch niemals die Vollendung auch nur des Fundamentes sehen werden. Von allen Hoffnungen, Erwartungen und unserm ganzen Leben, das uns in der Hand zerrann, und wie zerrann! bleibt uns nur Eins, der Glaube an die Zukunft. Ja, es wird, wenn auch lange nach unserem Tode, doch eine Zeit kommen, wo das Haus, für welches wir den Platz fegten, gebaut und vollendet sein wird; aber es wird doch nur breit und gemächlich für Andere werden.

— — Zwar sehe ich keine Ursache, weshalb die neue Welt nach unserem Plane gebaut werden soll . . . .
. . . . Der junge Mensch bewegte unwillig den Kopf und wendete sich zum Meere. Die vollkommenste Stille dauerte fort; schwere Gewitterwolken rührten sich kaum über den Häuptern der Redenden, und zogen so niedrig, daß der Rauch des Dam-

pfers sich unmittelbar um sie verbreitete. Das Meer war schwarz und die Luft wurde nicht kühler . . . . .

— Hören Sie mal, begann er nach einer kurzen Unterbrechung. Sie handeln mit mir gerade wie die Räuber mit den Reisenden. Nachdem Sie mir Alles geraubt haben, scheint es Ihnen immer noch zu wenig; Sie wollen mir mein letztes Hemd nehmen, das mich spärlich vor Kälte schützt; Sie wollen mir die Haare abschneiden. In vielen Dingen haben Sie mich zum Zweifeln gezwungen, mir blieb Nichts als die Zukunft, und auch diese wollen Sie mir nehmen; Sie rauben mir meine Hoffnungen. Sie tödten selbst den Traum, wie Lady Makbeth.

— — Und ich glaube eher, daß ich dem Chirurgen gleiche, der wildes Fleisch von der Wunde schneidet.

— — Wenn Sie wollen, ja, — das ist noch treffender. Der Chirurg schneidet den kranken Körpertheil ab, ohne die Fähigkeit zu besitzen, ihn durch einen gesunden zu ersetzen.

— — Und bei dieser Gelegenheit rettet er den Menschen, indem er ihn von den Ketten einer verjährten Krankheit befreit.

— — Wir kennen diese Befreiung! Sie öffnen die Thüren eines Gefängnisses und jagen die Arrestanten, indem Sie ihnen einreden, sie seien frei, von dort in eine Wüste. Sie reißen eine Bastille nieder, aber Sie bauen nichts zum Ersatz des Gefängnisses; es bleibt ein leerer Platz.

— — O, das wäre ja vortrefflich, wenn es sich so verhielte, wie Sie sagen. Das Schlimmste ist, daß der gebliebene Schutthaufen jeden Schritt verhindert.

— — Was verhindert er denn? Was ist denn wirklich unser Beruf, wo ist unsere Fahne? Woran glauben wir, und woran glauben wir nicht?

— — Wir glauben an Alles, nur glauben wir nicht an uns. Sie suchen eine Fahne zu finden, ich suche alle Fahnen zu verlieren. Sie wollen eine Eselsbrücke; aber in einem gewissen

Alter muß man sich solcher Brücken schämen. Und haben Sie nicht eben selbst gesagt, daß Sie die Stangen für die neue Welt in die Erde geschlagen haben?

— — Aber diese Stangen werden auch ausgerissen vom Geist der Negation und der Kritik. Sie sehen die Welt viel schwärzer an als ich und trösten mich nur deßhalb, um den gegenwärtigen Druck noch fürchterlicher darzustellen. Wenn auch die Zukunft nicht unser ist, dann ist ja unsere ganze Civilisation eine Lüge, der phantastische Traum eines fünfzehnjährigen Mädchens, über den sie selbst lacht, sobald sie zehn Jahre älter geworden. Alle unsere Bemühungen sind dann lächerlich, alle unsere Anstrengungen führen zu Nichts, alle unsere Hoffnungen erinnern an das Erwarten des Bauern an der Donau. Oder vielleicht wollten Sie eben sagen, daß wir unsere Civilisation aufgeben und uns von ihr lossagen müssen.

— — Sich loszusagen von einer Entwicklung ist unmöglich. Wie soll ich es anfangen, um nicht zu kennen, was ich kenne, um nicht in meiner Zeit zu stehen? Dazu ist ja unsere Civilisation die schönste Blume unsers Lebens, sie ist eines der schönsten Güter, die wir besitzen ..... aber was hat dieß mit der Verwirklichung unserer Ideale zu schaffen, wo liegt die Nothwendigkeit für die Zukunft, ein Programm durchzuspielen, das wir aufgestellt haben?

— — Also unser Denken hat uns zu nicht zu verwirklichenden Hoffnungen und zu abenteuerlichen Erwartungen geführt; mit dieser letzten Frucht unserer Anstrengungen und Arbeiten sind wir auf einem scheiternden Schiffe, von tobenden Wellen umringt. Die Zukunft gehört uns nicht an, in der Gegenwart haben wir nichts zu thun, wohin kann man sich noch retten? Diesem alten Schiff sind wir auf Leben und Tod verbunden. Es bleibt uns Nichts übrig, als die Hände zu falten und zu warten, bis uns die Flut verschlingt; wer aber mehr Muth hat, stürze sich jetzt schon über Bord:

Le monde fait naufrage. —
Vieux bâtiment usé par tous les flots —
Il s'engloutit; sauvons nous à la nage!*)

— — Ich meinerseits will auch nicht mehr. Sie haben nur Eins vergessen; es ist ein großer Unterschied, sich aus dem Schiffbruche durch Ertrinken oder durch Schwimmen zu retten. Das Schicksal der jungen Leute, deren Andenken Sie durch dieß Lied wieder geweckt haben, ist gräßlich; sie sind doppelt unglückliche Märtyrer ohne Glauben; ihr Tod muß den schrecklichen Verhältnissen, in denen sie lebten, zur Last fallen, und diese anklagen und an den Pranger stellen. Aber wer hat Ihnen denn gesagt, daß es aus dieser greisenhaften Welt keinen andern Ausgang gibt als den Tod? Sie beleidigen das Leben. Lassen Sie eine Welt, der Sie nicht angehören, wenn Sie wirklich fühlen, daß Sie ihr fremd sind. Die Welt werden Sie nicht retten; retten Sie sich selbst vor den drohenden Ruinen. Was haben Sie denn Gemeines mit dieser Welt — ihre Civilisation? Aber sie gehört ja Ihnen an und nicht ihr. Sie produzirte sie, oder um richtiger zu sagen, man hat aus ihr unsere Civilisation produzirt; und man kann der Welt nicht einmal vorwerfen, daß sie diese Civilisation begreife. Ihre Lebensweise? Sie ist Ihnen ja verhaßt und, um die Wahrheit zu gestehen, es ist schwer, solchen Unsinn zu lieben. Und anderseits — was hat die Welt gemein mit Ihnen? Ihre Freuden sind derselben unbekannt. Ihre Leiden? Sie ahnt nichts davon. Sie sind jung, diese Welt alt; sehen Sie, wie alle ihre Züge eingefallen sind, wie sie in ihrer abgetragenen aristokratischen Livree armselig krank aussieht, besonders nach der Revolution vom Jahre 1830. — Ihr Gesicht ist so fahl, so abgemagert und so erdfarbig. Das ist ja die facies hippocratica. Unfähig strengt sie sich an, noch Ein Mal nach dem Leben zu haschen, noch Ein Mal sich desselben zu bemächtigen, von ihren Krankheiten sich loszumachen, noch Ein Mal zu genießen, aber sie kann es nicht, und entkräftet fällt sie

*) *Béranger:* Chanson sur la mort d'Escoussi et de Lebras.

nach jedem Versuche noch tiefer in eine schwere, fieberhafte Lethargie. Da spricht man von Phalansteren, von Demokratieen, vom Socialismus, sie hört zu und versteht gar nichts. Manchmal lächelt sie, solchen Reden lauschend, und schüttelt mit dem Kopfe, indem sie sich erinnert, daß auch sie einst Phantasieen gehabt hat, an welche sie geglaubt, und jetzt nicht mehr glauben kann, denn sie ist klüger geworden und sieht ein, daß die Gesundheit unmöglich, daß die Irländer vor Hunger sterben, daß die Proletarier Bettler bleiben müssen. Deßhalb betrachtet sie mit greisenhafter Gleichgültigkeit die Kommunisten wie die Jesuiten, die Pfaffen und die Jakobiner, die Gebrüder Rothschild und die Menschen, welche vor Hunger umkommen; sie betrachtet das Alles, in ihrer Hand einige Franken verbergend, für welche sie bereit ist, zu sterben oder Mörderin zu werden. Lassen Sie diese alte Welt in ihrem Armenhause verenden wie sie will, für sie werden Sie nichts thun können.

— — Lassen, fortlaufen, das ist nicht so leicht als es scheint. Ohne davon zu sprechen, liegt im Fortlaufen etwas Widerwärtiges. Wo ist denn dieses neue Pennsylvanien, das schon fertig dasteht . . . .

— — Fertig für alte Gebäude aus neuem Thon. William Penn brachte die alte Welt auf den neuen Boden mit sich. Die nordamerikanischen Staaten sind nichts als eine korrigirte Ausgabe des alten Textes. Die nach Amerika ausgewanderten Europäer blieben Europäer. Die Christen aber hörten in Rom auf, Römer zu bleiben; diese innere Trennung ist erfolgreicher. Der Gedanke, sich in sich selbst zu concentriren, die Nabelschnur abzureißen, die uns mit dem Vaterlande und unserer Zeit verbindet, ist nicht neu. Man predigt ihn seit langer Zeit, verwirklicht ihn aber schlecht. Dieser Gedanke kommt den Menschen immer erst nach etwas Mißlungenem; auf seiner Basis wurden Klöster erbaut, auf seine Basis stützten sich Mystiker, Massonen, misanthropische Philosophen und Illuminaten. Alle wiesen den Menschen auf diese innere Abreise hin, Niemand aber ist wirk-

lich abgefahren. Rousseau? Und der wendete sich von der Welt ab, weil er sie leidenschaftlich liebte; er wollte sich von dieser Welt losreißen, weil er nicht ohne sie leben konnte; weil er Allem nahe stand, unwillig war und sich sehnte, die ihn umgebende Verkehrtheit des Lebens zu ändern. Der beste Kommentar für seine Lehren sind seine Schüler im Konvent; die haben gekämpft, gelitten, Andere hingerichtet und dann ihren eigenen Kopf auf's Schaffot gelegt — aber sie sind nicht aus Frankreich weggegangen und haben nicht abgelassen von dieser siedenden Thätigkeit.

— — Ihre Zeit hatte nichts mit der unsrigen gemein. Ihnen gingen enorm viel Hoffnung und Glauben voraus. Rousseau und seine Schüler bildeten sich ein, daß, wenn die Idee der Verbrüderung sich noch nicht realisire, das Hinderniß in materiellen Verhältnissen seinen Grund finde. Hier ist der Mensch in Fesseln, dort ist seine That unfrei, und ganz consequent zogen sie tapfer gegen Alles zu Felde, was die Verwirklichung dieser ihrer Idee verhinderte. Die Aufgabe war kolossal, aber dennoch wurde sie von ihnen bewältigt — sie blieben Sieger; ohne zu wissen, daß Alles, was die Kraft geschaffen hat, durch die Kraft untergeht, glaubten sie nach dem Siege: „Nun jetzt!" „Nun jetzt!" — und jetzt führte man sie auf eine Guillotine. Sie starben mit dem vollen Glauben; sie wurden von wilden Sturmeswogen, mitten im Kampfe, in der Arbeit, im Rausche, fortgerissen. Sie waren fest überzeugt, daß, sobald die Ruhe nach dem augenblicklichen Sturme wiedergekehrt sein werde, ihre Ideale sich, wenn auch ohne sie, verwirklichen würden. Am Ende ist nun die Ruhe wiedergekommen. Was für ein Glück, daß alle diese Enthusiasten schon lange begraben waren, als jene Ruhe eintrat, sonst hätten sie sehen müssen, wie ihr Werk um keinen Zoll weiter gerückt, wie ihre Ideale Ideale geblieben und wie es noch nicht hinreicht, die Bastille Stein um Stein zu zerstören, um aus Gefesselten freie Menschen zu machen. Sie vergleichen uns mit jenen Männern, aber Sie vergessen ja, daß wir die

Ereignisse der letzten fünfzig Jahre kennen, die nach ihrem Tode stattfanden; daß wir Zeugen waren, wie alle theoretischen Bestrebungen ausgelacht wurden, wie das dämonische Prinzip der Geschichte über unsere Wissenschaft, über unsere Hoffnungen und die Errungenschaften unsers Denkens hohnlächelte, wie es aus einer Republik einen Napoleon gemacht hat, aus den Julitagen eine Bankokratie! Können wir nach alledem dieselben Hoffnungen hegen wie unsere Vorgänger? Bemerken Sie ferner, daß wir die socialen Fragen tiefer aufgefaßt haben, daß unsere Forderungen die ihrigen an Ausdehnung und Inhalt übersteigen; aber auch ihre Forderungen waren so hoch gestellt, daß sie sich nicht verwirklichen konnten. Das ist unsere ganze Lage: von der einen Seite die logische Konsequenz, der Fortschritt im Gedanken; von der andern die vollkommene Unmöglichkeit, Etwas in einer tauben, stummen Welt zu begründen, die unfähig ist, den heilbringenden Gedanken, und besonders in der Weise, wie man ihn an sie heranbringt, zu erfassen. Ist er wirklich schlecht formulirt, oder hat er nur eine theoretische Bedeutung? Ich weiß es nicht; aber das Letzte ist leicht möglich. Aehnlich verhielt es sich ja auch mit der römischen Philosophie in den ersten Zeiten des Christenthums.

— — Dieses Resultat ist ganz mit dem übereinstimmend, was Sie vor einigen Minuten aussprachen. Aber sagen Sie, wer hat denn Recht? Ist's der theoretische Gedanke, der sich historisch, gesetzmäßig und mit Bewußtsein entwickelt hat, oder die faktische Welt, die diesen Gedanken verwirft oder nicht annimmt und ihrerseits ein nothwendiges Resultat der Vergangenheit vorstellt? —

— — Beide haben Recht, und die Verwirrung kommt daher, daß das Leben seine eigene Embryologie hat, die nicht ganz mit der Dialektik der reinen Vernunft zusammenfällt. Nehmen Sie die alte Welt. Anstatt die Republik von Plato und die Politik von Aristoteles zu realisiren, realisirt sie die römische Republik und die Eroberungspolitik; anstatt die Utopien von

Cicero und Seneka in's Leben zu rufen, schafft sie lombardische Grafschaften und germanisches Recht.

— — Apropos! Wollen Sie nicht auch unserer Civilisation einen solchen Untergang prophezeien wie der römischen? Ein tröstender Gedanke und eine vortreffliche Perspektive!

— — Weder vortrefflich noch schlecht. Sonderbar, daß Ihnen solche banale Gedanken neu sind, wie z. B. der, daß Alles in der Welt vergänglich ist. Aber trösten Sie sich; die Civilisation, im eigentlichen Sinne des Wortes, geht nicht unter; die Menschen haben ein gutes Gedächtniß und erinnern sich derselben. Ist denn die römische Civilisation nicht lebendig für Sie? Und die römische Civilisation ist ebenso wie die unsere aus den Grenzen des damaligen Lebens herausgewachsen; gerade deswegen vielleicht hat sie sich auch so reich entfaltet, hat sie so glänzend geblüht, und konnte sich gerade deswegen nicht faktisch realisiren. Sie hat ja der Mitwelt das Ihrige gebracht, sie brachte uns Vieles; aber die Zukunft Roms keimte nicht in ihr, sondern auf ganz andern Feldern, in den Katakomben, wo die verfolgten Christen sich verbargen, in den Wäldern, wo die wilden Germanen nomadisirten.

— — Aber wie kommt es, daß in der Natur Alles teleologisch ist und daß nur die Civilisation, welche die höchste Anstrengung, die Krone einer Epoche vorstellt, gar kein Ziel hat, aus der Wirklichkeit fällt, abwelkt, nichts als eine unvollständige Erinnerung hinterläßt? Indessen geht die Menschheit rückwärts, schweift ab und fängt dann von Vorne an, sich wieder mühsam emporzuarbeiten, um mit einer gefüllten Blume zu enden, prachtvoll, doch ohne Samen. In dieser Philosophie der Geschichte ist Etwas, was die Seele empört. Weswegen alle unsere Anstrengungen? Das Leben der Völker wird zu einem müßigen Spiele; die armen Menschen — sie fügen Sandkörnchen zu Sandkörnchen, Stein zu Stein, und Alles fällt zusammen, und die unglückseligen Kreaturen kriechen wieder unter den Ruinen hervor, fangen wieder an den Platz zu reinigen und Hütten zu

bauen aus Brettern, Moos und gefallenen Kapitälern, um es durch eine schwere, Jahrhunderte lange Arbeit zu einem neuen Sturz zu bringen. Ja, nicht umsonst hat Shakesspeare gesagt, daß die Geschichte ein langweiliges, von einem Narren erzähltes Märchen ist.

— — Sie haben nun einmal eine so düstere Auffassungsweise und kommen mir vor wie jene Mönche, die, wenn sie sich begegnen, einander nichts Besseres zuzurufen wissen, als das finstere memento mori; oder wie jene sentimentalen Moralisten, die nicht ohne Thränen daran denken können, daß alle Menschen sterblich sind. Aufs Ende sehen und nicht auf die That, ist einer der größten Fehler, die man begehen kann. Weswegen hat eine Pflanze einen so schönfarbigen Kelch, weswegen einen so duftenden Wohlgeruch? Er wird ja vergehen und die Pflanze braucht ihn gar nicht. Aber die Natur ist nicht so geizig. Auf jedem Punkte sucht sie das nur Erreichbare zu erringen, Farbe, Arom, Genuß, Gedanke. Sie entwickelt sich fort und fort, so daß an der Gränze der höchsten Entwicklung ihr Resultat zart und weich wird, so zart und so weich, daß der Tod unmittelbar daneben steht, um die poetische Phantasie und das unbändige Schaffungsvermögen zurückzustoßen. Nun, wer mag denn der Natur darob zürnen, daß die Blumen sich am Morgen entfalten und schon am Abend verblühen, daß sie einer Rose und einer Lilie nicht die Dauer eines Feuersteins zu geben wußte? Und solchen prosaischen dürftigen Standpunkt wollen Sie in die historische Welt hineinbringen? Aber wer hat denn die Civilisation einzig durch das Anwendbare, Nützliche begränzt; wer hat den Zaun um sie gezogen? Sie ist ja unendlich wie der Gedanke, die Kunst; es ist ihr ein Genuß, das Leben zu idealisiren, sie feiert die Apotheose des Bestehenden. Aber das Leben ist um so weniger verpflichtet ihre Phantasien zu realisiren, als es dann nur eine verbesserte Auflage des Bestehenden wäre, während es doch stets Neues sucht. Freilich war Roms Civilisation menschlicher, entwickelter, als das barbarisch christliche Regiment; aber in

dessen Verworrenheit lagen Keime für die Entwickelung solcher Sekten, die der römischen Civilisation vollständig mangelten. Barbarei und Mystizismus haben über das corpus juris civilis und die männlich kräftigen Anschauungen der römischen Philosophen den Sieg davon getragen. So entwickelt sich das Lebendige, das Bestehende dauert fort, das Neue keimt auf, die Natur schont das Alte so lange, als es noch Kraft in sich trägt und als das Neue noch nicht herangewachsen ist. Daher kommt es, daß man unmöglich die Produkte der Natur nach einer geraden Linie ordnen kann. Die Natur haßt die Front, sie wirft sich auf einmal nach allen Seiten hin und schreitet nie in einem regelmäßigen Marsche vor. Ein entwickeltes Thier der niedern Klassen steht in manchen Beziehungen höher als ein unentwickeltes Thier einer höhern Klasse. Die wilden Germanen standen, um in der Sprache der Schule zu reden, in ihrer Unmittelbarkeit potentialiter höher als die gebildeten Römer.

— — Ich fange an Sie in Verdacht zu haben, daß Sie auf einen Einfall der Barbaren und eine Völkerwanderung warten.

— — Ich liebe es nicht, die Zukunft zu errathen; die Zukunft ist ja nicht, sie wird durch das Zusammenstoßen aller möglichen nothwendigen und zufälligen Bedingungen gebildet. Dazu kommt noch der menschliche Wille, der den Ereignissen die unerwartetsten dramatischen Katastrophen und Theatercoups gibt. Die Geschichte wiederholt sich selten, sie wird improvisirt und benutzt jeden Zufall, sie klopft auf einmal an tausend Pforten. Wer kann sagen, welche von ihnen sich aufthun wird?

— — Vielleicht die baltische, und dann wird Rußland sich auf Europa losstürzen und dort festen Fuß fassen.

— — Vielleicht!

— — Da stehen wir mit unserer ganzen Weisheit wieder bei den Corsi und den Ricorsi von Vico; bei dem Rade eines Eichhörnchens, bei der Rhea, die beständig ihre Kinder mit schrecklichen Leiden gebiert, damit Saturn sie aufzehre, nur daß

die Rhea gewissenhafter geworden ist und nicht Steine statt der neugebornen Kinder unterschiebt; vielleicht, weil es sich nicht der Mühe verlohnt, denn unter den jetzigen Kindern findet man weder einen Jupiter noch einen Mars. . . . . Und was ist denn für ein Ziel bei alle dem? Sie lassen diese Frage nicht zu. — Aber ist es nicht sonderbar, daß die Kinder nur geboren werden sollen, um vom Vater vernichtet zu werden? Nein, das Schauspiel ist die Beleuchtung nicht werth.

— — Doch — es ist sie werth; zudem zahlen ja weder Akteurs noch Zuschauer. Es macht Sie konfus, daß jedes Spiel ein Ende hat, aber hätte es kein Ende, so wäre es ja grausam langweilig. Göthe hat längst gesagt, daß das Schöne vergänglich ist; denn nur das Vergängliche ist schön. Darüber gerathen die guten Leute außer sich. Der Mensch hat eine instinktartige Vorliebe für's Konserviren alles dessen, was ihm gefällt: ist er geboren, so will er eine Ewigkeit leben, hat er sich verliebt, so will er sein ganzes Leben lang lieben und geliebt sein, so wie im ersten Augenblicke des Geständnisses. Nun ärgert ihn das Leben, wenn er nach fünfzig Jahren nicht mehr diese Frische, diesen Klang der Gefühle in sich findet, die er fünfzig Jahre früher noch in sich trug. Aber eine solche unbewegliche Trägheit, oder besser, eine solche träge Unbeweglichkeit ist dem Charakter des Lebens gänzlich fremd; es präparirt nicht auf unbestimmt lange Zeit etwas Individuelles, es ergießt sich jedesmal ganz in dem gegenwärtigen Moment, gibt Alles, was es kann, den Geschöpfen an Genuß und Glück, ohne weder das Eine noch das Andere zuzusichern; für die Dauer verantwortet es Nichts. In dieser ewigen Bewegung alles Lebendigen, in diesem allörtlichen Wechsel gebiert die Natur sich wieder; dadurch ist sie ewig jung, ewig voll Fülle. Daher kommt es, daß jede geschichtliche Periode schön ist, so wie jedes Jahr mit Frühling und Sommer, mit Winter und Herbst, mit Gewitter und Sonnenschein, jeder Moment in der Natur und Geschichte in sich selbst seine Wonne und seinen Gram trägt — die Gegenwart ge-

hört der Natur jedesmal ganz an, nicht aber die Zukunft, und das ist es, was Sie ärgert.

— — Ja, das ärgert mich! Der Mensch sucht mit sehnsuchtsvoller Unruhe einen Hafen, und sieht nichts als einen endlosen Weg; sieht, daß er immer noch am Anfange, daß er nach allen, Jahrhunderte langen Anstrengungen noch eben so weit vom Ziele entfernt dasteht, als die Menschen vor einem Jahrtausend, vor vielen Jahrtausenden schon standen.

— — Das ist immer dieselbe verfluchte äußere Teleologie, die Sie verwirrt. Was hat denn das Lied, das eine Sängerin singt, für ein Ziel? Töne, Töne, die aus der Brust herausströmen; Töne, die im selben Moment verhallen, als sie erklungen, und wenn Sie anstatt des Genusses, den Sie in den Tönen finden, ein Resultat erwarten, ein Ziel suchen, so werden Sie nur erreichen, daß der Gesang verstummt, und zu spät bereuen, auf Etwas gewartet zu haben, anstatt einfach zuzuhören. Wir werden verwirrt durch Kategorieen, die das Leben nur schlecht fassen können; haben Sie denn je ordentlich darüber nachgedacht? Was für ein Ziel ist es, von dem Sie ewig sprechen? Ist es ein Programm, ist es ein Befehl, wer hat ihn ausgefertigt, wann wurde er bekannt gemacht, verpflichtet er uns oder nicht? Wenn er uns verpflichtet, sind wir denn Puppen oder wirkliche Menschen, sind wir Räder einer Maschine oder sind wir sittlich freie Wesen? Für mich ist es viel leichter, das Leben und die Geschichte für ein errungenes Ziel anzusehen, als für ein Mittel des Erringens.

— — Also ganz einfach: Sie und ich sind das Ziel der Geschichte und der Natur!

— — Zum Theil; aber dazu kommt noch Alles, was gegenwärtig existirt, und die ganze Erbschaft, die uns von allen hinter uns liegenden Anstrengungen zugefallen: Alles, die begeisterten Arbeiten eines Künstlers, die Energie der bürgerlichen Thaten, der Genuß des Schönen, die trunkene Glückseligkeit eines Jünglings, der eben in die Laube schleicht, wo

sein Mädchen ihn erwartet, schüchtern sich der Gegenwart ganz hingibt, ohne an ein Ziel zu denken. Und das ist ja bei weitem noch nicht Alles; hierher gehört auch die Lust des Fisches, der sich im Mondschein zappelnd freut, und die Harmonie des ganzen Weltalls, mit einem Wort: man kann hier mit nicht weniger Gerechtigkeit dreimal ꝛc. ꝛc. ꝛc. wiederholen, wie man es am Ende der mittelalterlichen feudalen Titel zu machen pflegte.

— — Sie haben Recht, was die Natur betrifft; aber Sie scheinen doch vergessen zu haben, daß durch alle Pulsationen der Geschichte ein Faden durchläuft, der sie zu einem Ganzen zusammenknüpft. Dieser Faden ist der Fortschritt ...... oder nehmen Sie vielleicht auch den nicht an?

— — Der Fortschritt, soweit ich ihn verstehe, ist eine unveräußerliche Eigenschaft jeder sich ihrer selbstbewußten Entwicklung, sofern sie nicht auf ihrer Bahn gehemmt war; er ist das thätige Gedächtniß und die physiologische Vervollkommnung des Menschen durch das gesellschaftliche Leben. Freilich betheiligt sich nicht das ganze menschliche Geschlecht an dieser Bewegung, sondern nur derjenige Theil, der schon über den Patriarchalismus hinaus zum socialen Leben gelangt ist; freilich geht der Fortschritt nicht so langweilig trocken, geradlinig und verzweifelt regelrecht, als man glaubt, aber ihn zu negiren wäre ein Unsinn; der Fortschritt ist eine Prämie, die die Geschichte denen gibt, die am Spätesten kommen.

— — Und Sie sehen hierin kein Ziel?

— — Nein, ich sehe hierin eine Consequenz! Wenn der Fortschritt ein Ziel ist, wer ist denn dieser Moloch, der in dem Maße, als die müden Arbeiter sich ihm nähern, anstatt ihnen den Lohn zu reichen, immer weiter zurückweicht, und der zum Troste für die erschöpften, unter der Last der Arbeit erdrückten Massen, die ihm ihr „morituri te salutant!“ entgegen rufen, nur die eine Antwort hat: „Nach Eurem Tode wird es auf Erden viel besser sein!“ Wie? Und Sie verurtheilen auch die Leute zu dem armseligen Loos der gebückten Karyatiden, die ewig

eine Terrasse auf ihrem Haupte tragen, eine Terrasse, auf der, wie man sagt, Andere tanzen werden? Sind wir denn nur dazu da, um bis an die Knie im Schlamme eine Barke fortzuziehen, die einen Schatz birgt und auf deren Flagge die Worte stehen: „Zukünftiger Progreß“. . . . . ? Die Erschöpften bleiben liegen, Andere mit frischen Kräften stürzen an die Stricke, arbeiten Jahre lang, werden müde, und es bleibt, wie Sie selbst gesagt haben, doch immer noch so viel Weg zurückzulegen, als am Anfang, denn der Fortschritt ist unendlich. Das allein müßte schon die Menschen behutsam machen; ein unendlich weites Ziel ist kein Ziel, ein Ziel muß näher und erreichbar, also entweder der Arbeitslohn oder der Genuß der Arbeit sein. Jede Epoche, jede Generation, jedes Leben haben ihre Erfüllung gehabt, sie genügen sich selbst; gelegentlich entwickeln sich neue Forderungen, finden sich neue Mittel, das Gehirn vervollkommnet sich. Worüber lächeln Sie? Ja, ja, das Gehirn vervollkommnet sich. Wie Sie sich doch sträuben gegen alles Natürliche, wie Sie das Alles in Erstaunen setzt! In dieser Hinsicht erinnern Sie mich wirklich an jene Ritter, die sich nicht genug darüber wundern konnten, daß auch die Leibeigenen menschliche Rechte beanspruchten. Als Göthe in Italien war, verglich er den Schädel eines uralten Ochsen mit dem eines heutigen, und fand, daß bei dem Letzteren die Knochen weit dünner waren und der Behälter der großen Gehirnhemisphären größer, so daß wir uns wohl denken können, daß der frühere Ochse kräftiger war und der spätere sich etwas mehr in seiner friedlichen Unterwürfigkeit vor dem Menschen entwickelte. Warum glauben Sie denn, daß der Mensch einer solchen Entwicklungsfähigkeit seines Organismus nicht fähig sein sollte? Das ist der generische Wuchs; nicht Ziel, wie Sie das nennen, sondern die Eigenschaft einer unter gegebenen Bedingungen fortgesetzten Existenz vieler Generationen. Sie sehen, daß, wenn Sie durchaus ein Ziel haben wollen, die Natur kein anderes hat, als den Menschen auf die Beine zu stellen, ihn in den Besitz seiner Umgebungen einzuführen, ihm die Möglichkeit

zu geben, zu verstehen, zu fühlen, zu genießen; die Natur macht nicht nur die Generationen zu Mitteln, die Zukunft zu erreichen, sondern sie kümmert sich auch gar nicht drum, sie geht ganz in der Gegenwart auf, sie ist bereit, wie Kleopatra, die kostbarste Perle in Wein aufzulösen, um sich einen momentanen Genuß zu schaffen, sie hat das Herz einer Bajadere, einer Bacchantin.

— — Die Arme, sie kann sogar ihrem Berufe nicht leben. Die Bacchantin hält Diät, die Bajadere ist in Trauer gehüllt. Ich weiß nicht wie es früher gewesen; in unsern Zeiten scheint sie mir mehr Aehnlichkeit mit der büßenden Magdalena zu haben; vielleicht aber hat sich das Gehirn etwas schief entwickelt.

— — Sie wollen sich lustig machen und haben Etwas ausgesprochen, das viel ernster ist als Sie glauben: die einseitige Entwicklung zieht immer die Verkümmerung der andern vergessenen Seiten nach sich. Kinder, die sich physisch außerordentlich früh entwickeln, wachsen schlecht und haben eine zarte Gesundheit; wir haben uns Jahrhunderte hindurch am Idealismus und einer unnatürlichen Lebensweise fortentwickelt, das Gleichgewicht zerstört. Wir waren groß und mächtig, sogar glücklich in unserer Entfremdung vom Leben, in unserer theoretischen Glückseligkeit. Jetzt sind wir aus diesem Zustande herausgewachsen und er ist uns unerträglich geworden; indessen ist das Zerwürfniß mit der praktischen Sphäre geblieben. Wir finden noch keine neuen Wege, und deshalb ist uns nicht behaglich zu Muth. Wem kann man da Etwas vorwerfen? Weder auf der einen noch auf der andern Seite ist Jemand schuld. Die Natur hat die größten Anstrengungen gemacht, um im Menschen die Beschränktheit des Thieres zu überschreiten. Er schritt aber so weit über, daß er mit dem einen Fuße aus der Natur herausging; das kam daher, daß er frei war. Wir sprechen so viel von der menschlichen Freiheit, wir sind so stolz darauf, und zu gleicher Zeit ärgern wir uns, daß uns Niemand an der Hand führt, daß wir bisweilen stolpern, und daß wir immer die Konsequenzen unserer Thaten tragen. Ja, ich bin bereit, Ihre Worte zu

wiederholen: das Gehirn hat sich schief entwickelt; das kommt vom Idealismus. Jetzt hat man das endlich bemerkt und geht zu einer andern Seite über, und die Menschen werden vom Idealismus geheilt werden, wie sie von früheren historischen Krankheiten geheilt sind, vom Katholicismus, Protestantismus, Ritterthum.

— — Sie müssen doch zugeben, daß ein solcher Umweg der Entwicklung durch Krankheiten und Abweichungen hindurch sehr sonderbar ist.

— — Aber der Weg ist ja auch nicht bezeichnet; die Natur hat kaum in den allgemeinsten Normen einen Wink für ihr Streben gegeben, das Streben in Gemeinschaft zu leben und die Weise dieses Lebens unaufhörlich zu verbessern, nicht zu ruhen, bis es Allen gut geht, Alles was in der Seele keimt, zu entwickeln und rastlos thätig zu sein. Das Alles, so oder auf eine andere Art, gährt im Menschen; zu all' dem strebt er sogar in denjenigen Fällen, wo er scheinbar niedrigere und ganz entgegengesetzte Ziele verfolgt. Aber wohin strebt dieses Volk, welchen Weg ergreift es? Das Alles hängt ab von Umständen, von Menschen; es ist beinahe eben so schwer, allgemeine Gesetze hiefür aufzustellen, wie für das individuelle Leben des Einzelnen. Oftmals ganz unverhoffte Ereignisse oder der geniale Wille eines Menschen geben dem Volke einen solchen Impuls, daß es Jahrhunderte lang sich auf dieser Bahn fortentwickelt, und eben diese unerwarteten Anstöße und Veränderungen verleihen den historischen Monographieen ein solch' leidenschaftliches Interesse; denn Alles ist neu und originell. Wenn die Menschheit gerade auf ein Resultat losschritte, dann existirte ja gar keine Geschichte, sondern eine logische Phänomenologie; oder auch diese existirte nicht, die Menschheit könnte dann fertig in ihrem status quo wie die Thiere erscheinen. Der Sprung wäre wirklich zu gewagt für die Natur, vom Orang Utang bis zum entwickelten Menschen, und dazu ist dieß Alles unmöglich, unnütz und viel schlechter als das, was war. Der Organismus selbst setzt den

Instinkt, die Vernunft arbeitet sich heraus und das auf eine schwere Weise, sie ist nicht, weder für die Natur noch für den Menschen; man muß sie erringen und das ist gar nicht leicht, denn es gibt kein leitendes Libretto. Wäre aber ein Libretto da, so verlöre die Geschichte gleich ihr ganzes Interesse und würde sehr überflüssig und lächerlich. Bedenken Sie, was würde das für eine Kinderei: die Verzweiflung des Tacitus, die Begeisterung des Columbus, Alles verwandelt sich in Gaukelei und Possenspiel; die größten Heroen der Geschichte werden von ihrer Höhe herab mit den Schauspielern auf dasselbe Brett gestellt und dort eilen sie, mögen sie nun gut oder schlecht spielen, stets einer vorausbestimmten Katastrophe zu. Nicht so in der Geschichte und der Natur: da ist Alles extemporirt, keine vorausgemachten Beschränkungen, keine Marschrouten, man hat Stoff und Bedingungen, man hat die heilige Unruhe, das Feuer des Lebens und der Thätigkeit, man hört den ewigen Aufruf an die Kämpfer, vorzutreten, ihre Kräfte zu versuchen, auf allen Wegen zu gehen; wo es aber keinen gibt, dort bahnt sich ihn ein genialer Mensch, wie Columbus oder Peter I.

— — Wenn aber unglücklicherweise sich kein Genie findet?

— — Es findet sich beinahe immer. Läge aber solch' ein Fall vor, so müssen Sie nicht glauben, daß die Genies eine unumgängliche Nothwendigkeit sind. Die Völker, wenn auch auf eine schwerere Weise und später, finden doch den Weg; die genialen Naturen sind der Luxus der Geschichte, ihre Poesie, der Triumph ihrer Schöpferkraft.

— — Das Alles ist recht gut; aber es scheint mir, daß die Geschichte bei solcher Unbestimmtheit, bei solchem Sichgehenlassen entweder bis in die Ewigkeit fortdauern oder schon morgen aufhören kann.

— — Ohne Zweifel. Die Geschichte kann einerseits Jahrtausende lang dauern; denn wenn auch die Menschen am Ende auf solche Grenzen stoßen werden, die sie bei den gegebenen physiologischen Bedingungen nicht überschreiten können, falls sie Men-

schen bleiben, so wird man doch keinen Mangel an Beschäftigung voraussehen. Erinnern Sie sich nur, daß Dreiviertel von allem dem was wir machen, nur die Wiederholung dessen ist, was Andere vor uns gemacht haben. Andererseits habe ich auch gar nichts dagegen, daß die Geschichte morgen ende. Wer weiß was da kommen kann? Vielleicht wird der Enke'sche Komet an unsern Planeten stoßen, vielleicht tritt eine geologische Umwälzung ein, oder eine gasartige Ausdünstung der Erde wird auf ein halbes Stündchen das animalische Leben unmöglich machen, und dann hat die Geschichte ein Finale.

— — Pfui! welche schreckliche Aussicht! Sie wollen mir Furcht einjagen wie den kleinen Kindern; aber ich gebe Ihnen die Versicherung, so weit wird es nicht kommen. Es wäre wirklich der Mühe werth, sich dreitausend Jahre zu entwickeln mit der schönen Aussicht in die Zukunft, in einer schwefelwasserstoffartigen Ausdünstung zu ersticken. Sehen Sie denn nicht ein, daß das eine Absurdität ist?

— — Es ist wirklich wunderbar, wie Sie sich bis jetzt noch nicht daran gewöhnen können, die Wege des realen Lebens zu verstehen. In der Natur wie im Menschen schläft eine unendliche Mannigfaltigkeit von Möglichkeiten. Sobald nur die Bedingungen sich vereinigen, die nothwendig sind um sie zu wecken, entwickeln sie sich und werden sich entwickeln bis zum Unmöglichen. Jede dieser Möglichkeiten wäre bereit, die ganze Welt mit sich auszufüllen; jede kann aber auch auf halbem Wege gehemmt werden, eine andere Richtung annehmen oder gänzlich zu Grunde gehen. Der Tod eines einzelnen Menschen ist, wenn Sie wollen, nicht weniger absurd, als der Untergang des ganzen Geschlechts. Wer hat uns denn die ewige Fortdauer unsers Planeten verbürgt? Die Erde wird sammt ihrer humanen Entwicklung eben so wenig einer Revolution des Solarsystems Widerstand leisten können, als der große Genius des Sokrates sich der Wirkung des Schierlingsbechers entziehen konnte. Aber vielleicht wird man ihr gar nicht diesen Giftbecher

anbieten. Vielleicht! Im Wesentlichen ist es für die Natur einerlei, sie nimmt dadurch nicht ab, aus ihr kann man nichts herausnehmen, ihr bleibt Alles. Und sollte es einst mit dem ganzen Menschengeschlecht vorbei sein, so wird sie abermals mit der größten Liebe und dem größten Eifer bei den ungestalten Farren und viertelmeilenlangen Eidechsen beginnen, versteht sich in neuer verbesserter Auflage, nach neuen Bedingungen des Lebens.

— — Für die Natur mag das gleichgültig sein, aber nicht für den Menschen. Ich glaube daß Alexander von Macedonien seines Lebens nicht froh geworden wäre, hätte er gewußt, daß man aus ihm Mörtel machen werde, wie Hamlet sagt.

— — Was Alexander von Macedonien betrifft, so beruhigen Sie sich; er wird das niemals erfahren. Freilich ist es für den lebenden Menschen gar nicht gleichgültig, zu leben oder zu sterben. Daraus ziehe ich den Schluß, daß man sein Leben in der Gegenwart genießen muß. Nicht umsonst lockt die Natur mit allen ihren Zungen den Menschen zu einem vollen Leben, nicht umsonst lispelt sie ihm beständig ihr vivere memento ins Ohr.

— — O, wir vergessen nicht, daß wir leben. Das Leben ist keine so leichte Bürde, daß man es, ohne sie zu fühlen, tragen kann. Wir merken es an der Langeweile, die uns so schwer in einer Welt drückt, in der wir thätig sein möchten und die unserer Thätigkeit nicht bedarf. Sie sprechen von Genuß. Wer kann sich ihm aber hingeben, wo Alles ringsum zerfällt? Ich kenne in der Geschichte keine Zeit, die erstickender auf den Menschen lastete, als die unsrige. Früher gab es Kämpfe, man litt, aber man fand doch irgend Ersatz, man konnte untergehen, aber nicht in Verzweiflung gerathen. Wir haben Nichts, wofür wir sterben, Nichts, wofür wir leben können; — wahrlich, eine schöne Zeit zum Genießen! —

— — Ließ es sich in den letzten Tagen Roms etwa leichter leben?

— — Freilich; sein Untergang war so augenscheinlich,

wie die neue Welt, welche an seine Stelle zu treten begann. Wir sehen nichts Neues am Horizonte, und die alten Mauern, so alt und morsch sie sind, können noch Jahrtausenden trotzen.

— — Glauben Sie denn, daß die Römer ihre Zeit so betrachteten wie wir? Gibbon konnte sich von dem berauschenden Einflusse nicht losmachen, den das alte Rom auf jede kräftige Seele ausübt. Vergessen Sie nicht, wie viele Jahrhunderte seine Agonie dauerte; für uns verliert sich diese Zeit, weil sie arm an Ereignissen, arm an großen Persönlichkeiten ist; aber eben diese Perioden, grau und stumm, sind drückend, gräßlich für die Zeitgenossen; die Jahre dieser Perioden hatten ja auch drei hundert und fünf und sechzig Tage, und auch in diesen monotonen Tagen lebten Menschen mit einer heißen Seele, mit Sehnsucht nach That und Leben, und sie welkten frühzeitig dahin, sie verschwanden zwischen den Ruinen einer hinstürzenden Welt. Wir kennen die verzweifelten Laute des Grams, welche sich manchmal aus ihrer Brust hervordrängten — lesen Sie, und dieser Leidensschrei wird noch heute Ihre Seele beängstigen und zermalmen.

— — Sie konnten sich ja taufen lassen!

— — Die Lage der Christen war kaum besser; viele Jahrhunderte hindurch wurden sie verfolgt, mußten ihre Heimat fliehen, in unterirdischen Krypten sich verbergen; das Gelingen schien unmöglich, und die Opfer lagen traurig vor ihren Augen.

— — Ja, aber sie hatten einen phantastischen Glauben und er rechtfertigte sich.

— — Und am Tage nach dem Triumph kamen die Schismen zum Vorschein, der Paganismus stürzte durch die offenen Pforten in die heilige Stätte ihrer Bruderschaft, mit Thränen wendeten sich die Christen zurück zu den Zeiten der Verfolgungen und segneten die Erinnerung an diese Tage der Helden der Kirche.

— — Sie wollen mich damit trösten, daß es immer so schlimm ging, wie jetzt?

— — Nein, ich wollte Ihnen nur zeigen, daß das Monopol der Leiden nicht unserem Jahrhunderte ausschließlich gehört

und daß Sie die Schmerzen der Vergangenheit zu gering anschlagen. Der Gedanke war auch früher ungeduldig, das Warten ihm verhaßt, er will Alles in Einem Nu. Und das Leben damals, wie jetzt, begnügte sich nicht mit abstrakten Ideen, mit logischen Beweisen; es eilte nicht, sondern machte zögernd Schritt für Schritt, und die einmal gemachten Schritte ließen sich sehr schwer verbessern. Daher rührt diese tragische Collision, in welche der denkende Mensch mit der praktischen Welt geräth. Aber, ehe wir in diesem Thema fortfahren, sagen Sie mir, welchen Grund haben Sie, die alten Mauern für so dauerhaft zu halten?

Seit einiger Zeit schon fielen große Regentropfen auf die Disputirenden und man hörte entferntes dumpfes Donnerrollen. Ein heftiger Platzregen begann, Alles stürzte in die Kajüte, der Dampfer stöhnte, das Schwanken war unausstehlich — das Gespräch wurde nicht fortgesetzt.

Roma, via del Corso, d. 31. Decemb. 1847.

II.

VIXERUNT.

Komm her, wir setzen uns zu Tisch!
Wen sollte solche Narrheit rühren?
Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fisch,
Wir wollen sie nicht balsamiren!

Göthe.

II.

Vixerunt.

Am zwölften November 1848 tobte ein gräßliches Wetter in Paris. Ein rauher Wind und ein frühzeitiger Schnee erinnerten nach einem langen Sommer an die Annäherung des Winters. Dieser wird hier wie ein öffentliches Unglück erwartet. Die armen Leute, ohne warme Kleider und zureichende Nahrung, zittern schon bei dem Gedanken, in ihren ungeheizten Mansarden zu frieren. Die Sterblichkeit vermehrt sich in dieser Zeit des Rauhreifes und des kalten Nebels, fieberartige Krankheiten erschöpfen die letzten Kräfte des Arbeiters. Es ist also kein Wunder, wenn die Kälte und das schlechte Wetter Alle schwermüthig macht.

Es war ein finsterer trauriger Tag; unaufhörlich fiel ein leichter Schnee, der sofort auf dem Pflaster aufthaute; der Wind riß die Hüte vom Kopfe und stürmte auf der place de la Concorde in den Hunderten von dreifarbigen Fahnen, die an hohen Masten befestigt waren. Der Anblick des Platzes machte einen sonderbaren Eindruck: beim Eingange in den Tuilerien-Garten stand ein großes Zelt aufgeschlagen, auf dessen Gipfel man ein Kirchenkreuz gesteckt, vom Garten bis zum Obelisken war der Platz leer und nur von Soldaten umzäunt, alle

zu ihm führenden Straßen, Brücken und Alleen waren von Linie, Mobilgarde, Uhlanen, Dragonern, Artillerie und einer Unzahl von Nationalgarden überflutet. Einem Uneingeweihten wäre es unmöglich gewesen, zu errathen, was sich dort vorbereitete. Ob es nicht wieder eine königliche Hinrichtung, ob es nicht wieder die niederschmetternde Nachricht, daß das Vaterland sich in Gefahr befindet, ob es nicht ein großes Begräbniß ist? Das war es Alles zusammen, nur galt dieser 21. Januar nicht dem Könige, sondern dem Volke: man trug den 24. Februar zu Grabe.

Gegen neun Uhr zog ein verwirrter Haufe von Menschen über die Brücke; sie gingen düster einher. In ihre Paletots gehüllt, mit in die Höhe geschlagenen Kragen, versuchten sie unsicheren Fußes wo sie trocken durchkommen könnten. Zwei Führer schritten voran. Der Eine von ihnen, ganz eingewickelt in einen afrikanischen Caban, zeigte kaum die harten und dürren Züge eines mittelalterlichen Condottiere; in seinem eingefallenen und raubvogelartigen Gesichte lag nichts Menschliches und Linderndes. Diese kränkliche Gestalt ließ vielmehr nur Unglück und Böses ahnen. Der Andere, ein dicker aufgeputzter Mann mit gekräuselten grauen Locken, schlenderte neben ihr im Fracke mit einer offenbar einstudirten, beleidigenden Nachlässigkeit. Auf seinem Gesichte, das vielleicht einst schöne Züge gehabt, haftete nur der Ausdruck eines wollüstigen Gefühls von Wohlbehagen und der Unmöglichkeit, seine Freude über diese ihm erwiesene Auszeichnung zu verbergen. Solche Köpfe finden wir oft unter den römischen Büsten, die Tyrannen zweiter Hand oder ihre Günstlinge vorstellen. Kein Freudengeschrei kam diesen Männern entgegen, nur die gehorsam präsentirten Gewehre rasselten.

Zu derselben Zeit bewegte sich von der der Brücke entgegengesetzten Seite ein noch sonderbarerer Zug von Menschen in mittelalterlichen Kostümen, Mitren und andern abenteuerlichen Gewändern. Umringt von Weihrauchbecken, Rosenkränzen und Gebetbüchern schienen sie vor langer Zeit schon gestorben und längst vergessene Schatten zu sein. Warum waren denn eigentlich die Einen und die

Anderen hergekommen? Die Einen, um im Namen der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung und unter dem Schutze von hunderttausend Bajonetten den Volkswillen, eine Constitution zu proklamiren, die unter Kanonendonner und Belagerungszustand entworfen war; die Anderen, um dieser Frucht der Philosophie und der Revolution im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, an welche jetzt Niemand mehr glaubt, ihren Segen zu geben.

Das Volk warf nicht einmal einen flüchtigen Blick auf diese Parodie, sondern wallfahrtete am heutigen Tage massenweise zum Grabe seiner Brüder, die für seine unerreichte Freiheit gefallen sind, nach der Julisäule. Kleine Bourgeois, Epiciers, Straßenkrämer, Kellner und wir ausländischen Touristen bildeten den Saum hinter den aus Soldaten und bewaffneten Philistern zusammengesetzten Spalieren. Diese Zuschauer gafften erstaunt das Verlesen der Constitution an, welches man nicht hören konnte, die rothen und schwarzen, mit Hermelin garnirten Maskeradenkleider der Richter, den in die Augen stechenden Schnee, die Schlachtlinien der Soldaten, denen die Kanonensalven von der Esplanade des Invalidenhauses etwas düster Drohendes gaben. Die Soldaten und Kanonen erinnerten unwillkürlich an die Junitage und preßten das Herz zusammen. Beim geringsten Geräusch wandten sich tausend Köpfe um, man erwartete jeden Augenblick das Pfeifen einer Kugel, einen Schrei des Aufstandes, den gemessenen Schlag der Sturmglocke. Das Unwetter dauerte fort und fort, die Truppen, naß bis auf die Haut, murrten. Da schlug endlich die Trommel, die Massen rührten sich und die unabsehbare Defilee begann mit den dürftigen Tönen des Mourir pour la patrie, durch welches dießmal die große Marseillaise ersetzt wurde.

Um diese Zeit ging ein junger Mann, dem wir schon begegnet sind, durch die dichtgedrängten Massen zu einem andern Manne von mittlerem Alter und sagte ihm mit dem Ausdruck

der unverholensten Freude: „Es ist wirklich ein Glück, daß ich Sie finde, ich wußte gar nicht, daß Sie hier sind.“

— — Ach, guten Tag, erwiederte der Andere, indem er ihm freundlich beide Hände reichte, sind Sie schon lange hier?

— — Erst seit einigen Tagen.

— — Woher kommen Sie denn?

— — Von Italien.

— — Nun, geht's schlecht?

— — Abscheulich, man spricht besser gar nicht davon.

— — So, so, mein lieber Schwärmer und Idealist, ich wußte sehr gut, daß Sie der Februar-Versuchung nicht widerstehen könnten und daß Sie sich dadurch eine unendliche Reihe von Leiden schaffen würden, denn die Leiden wachsen stets zu demselben Niveau mit den Hoffnungen empor. Ja, gelebt haben wir in dieser letzten Zeit! Erinnern Sie sich noch, wie Sie sich stets über die Stagnation und Schlaffheit in ganz Europa beklagten? In dieser Beziehung kann man ihm, glaube ich, nichts mehr vorwerfen.

— — Lachen Sie nicht, es gibt Umstände, unter denen zu lachen nicht gut ist, und sollte man noch so viel Skepticismus in sich tragen. Kann man lachen, kann man sich lustig machen, wo uns oft die Thränen fehlen? Mir ist es — ich gestehe es Ihnen offen — gräulich, mich umzuwenden, mich an Alles, was war, zu erinnern, und es ist ja nicht einmal ein Jahr vergangen, seit ich von Ihnen schied. Die schönsten Hoffnungen sich verwirklichen, die innersten Gedanken mit der größten Leichtigkeit sich realisiren zu sehen, und so tief zu fallen, und nicht einmal im Kampfe, sondern durch die eigne Impotenz und Unfähigkeit zu verlieren, das ist gräßlich. Ich schäme mich, einem Legitimisten zu begegnen; er lacht unser Einem ins Gesicht und ich fühle, daß er Recht hat. Was für eine Schule nicht nur der Entwicklung, sondern auch der Abstumpfung aller Fähigkeiten! Ich freue mich außerordentlich, Ihnen zu begegnen. Es war für mich zur unumgänglichen Nothwendigkeit

geworden, Sie zu sehen. In Ihrer Abwesenheit habe ich schon einigemal mit Ihnen gestritten und mich geeinigt, schrieb Ihnen einmal einen sehr langen Brief und bin jetzt froh, daß ich ihn zerrissen. Mein Brief war voll überspannter Hoffnungen, ich glaubte damals ganz gewiß, Sie zu überführen — — und jetzt möchte ich, Sie bewiesen mir definitiv, daß diese Welt untergehen muß, daß es auf ihr keinen Ausgang gibt, und daß ihr Schicksal darin besteht, zu verdorren und von Unkraut überwuchert zu werden. Fürchten Sie nicht, mich zu betrüben. Uebrigens habe ich auch aus unserem Zusammentreffen keinen Trost erwartet. Mir wurde es nach Ihren Reden immer eher schwerer statt leichter auf der Seele; das suche ich eben ..... Ueberreden Sie mich, und morgen gehe ich nach Marseille, um mit dem ersten besten Dämpfer nach Amerika oder Egypten zu fahren, nur weg von Europa! Ich bin hier müde und erschöpft; ich fühle, daß meine Brust, mein Gehirn krank sind. Ich werde wahnsinnig, wenn ich hier bleibe.

— — Es gibt keine hartnäckigeren Krankheiten als die Neuralgie und den Idealismus. Nach allen Ereignissen der letzten Zeit treffe ich Sie als den Alten wieder. Sie wollen stets lieber leiden als verstehen. Die Idealisten sind sehr verwöhnte und dazu feige Kinder — ich habe schon einmal wegen des Ausdruckes um Entschuldigung gebeten — ja, feig vor der Wirklichkeit und der Wahrheit; ängstlich stoßen sie die Thatsachen von sich ab, die sich Ihren Theorieen nicht fügen wollen. Sie sind vollkommen von der Richtigkeit Ihrer Ansichten, von dem Adel Ihrer Bestrebungen überzeugt, und Sie können Recht haben; allein Sie glauben zugleich, daß es ohne Ihre Mittel und Wege für die Welt kein Heil gibt, Sie wollen, daß diese für Ihre Hingebung nach Ihrer Pfeife tanzen soll, und sobald Sie nur bemerken, daß die Welt einen eigenen Schritt und Takt hat, gerathen Sie außer Fassung. Ja, Ihre Verzweiflung geht so weit, daß Sie nicht einmal wißbegierig zusehen wollen, wie sie selber tanzen will.

— — Sie können das meinetwegen nennen wie Sie wollen, Feigheit oder Thorheit; allein ich habe wirklich keine Lust, diesem Todtentanze zuzusehen. Ich habe nicht die römische Leidenschaft für die gräßlichen Schauspiele, vielleicht weil ich kein großer Kenner aller Feinheiten in der Kunst zu sterben bin.

— — Der Werth der Wißbegierde mißt sich nach dem Werthe des Schauspiels. Das Publikum im Coliseum bestand aus demselben müßigen Gesindel, das sich zu den Autodafe's drängte, das heute hierher kam, um nur etwas seine innere Leere zu beschäftigen, und morgen mit demselben Eifer kommen wird, um seine Tageshelden hängen zu sehen. Es gibt übrigens eine andere Wißbegierde, ihre Wurzeln liegen in einem gesunderen Boden, sie führt uns zum Wissen, zum Forschen, sie quält sich wegen eines noch unbekannten Theiles der Welt, sie hat den Muth, sich den bösen Folgen einer Epidemie zu unterwerfen, um nur den Charakter einer tödtlichen Seuche zu entdecken.

— — Mit einem Worte, solch' eine Wißbegierde, die einen augenscheinlichen Nutzen hat; aber worin besteht denn der Nutzen, dem Ende eines Sterbenden zuzusehen, wenn Sie wissen, daß die Zeit der Hülfe vorbei ist? Das ist eine Poesie der Wißbegierde.

— — Mir erscheint diese poetische Wißbegierde, wie Sie sie zu nennen belieben, sehr human. Ich schätze z. B. den Plinius hoch, der, die offenbare Gefahr vergessend, in seinem kleinen Nachen bleibt, um dem schrecklichen Ausbruch des Vesuvs bis zum Ende zuzusehen. Vielleicht war es rathsamer, sich zu entfernen, jedenfalls war es bequemer.

Y. J.— — Ich verstehe den Wink; aber Ihr Gleichniß paßt nicht ganz zur Sache. Bei dem Untergange Pompeji's hatte der Mensch gar nichts zu thun. Fortzugehen oder zu bleiben, hing von ihm ab. Ich gehe fort, weil es mir unmöglich ist, hier zu bleiben, nicht, weil ich mich der Gefahr entziehen will. Sich einer Gefahr zu unterwerfen ist viel leichter, als es von Weitem scheint. Aber einen allgemeinen Untergang mit gefalteten Händen

anzusehen; unsere Ohnmacht zu fühlen, den Menschen nirgends helfen, ja, ihnen nicht einmal begreiflich machen zu können, wie sie selbst sich helfen möchten; als müßige Zuschauer uns zu wundern, wie sie sich gegenseitig in einem epidemischen Wahnsinn zu Grunde richten und nicht mehr wissen, was sie thun; zuzusehen, wie eine ganze Generation untergeht und wie Chaos und Verwesung sich an ihre Stelle drängt, das übersteigt alle menschlichen Kräfte. Mit dem Vesuv war nichts zu machen. Aber in der Welt der Geschichte ist der Mensch zu Hause, da ist er nicht mehr Zuschauer, sondern Spieler, da hat er Stimme, da ist seine Thätigkeit, und wenn er dort nicht Theil nehmen kann, so muß er wenigstens durch seine Abwesenheit protestiren.

D.Ä. — — Freilich ist der Mensch in der Geschichte zu Hause; aber aus Ihren Worten könnte man ja folgern, daß er in der Natur ein Gast ist. Gibt es denn eine steinerne Mauer zwischen der Geschichte und der Natur? Ich glaube, der Mensch ist weder hier noch dort unumschränkter Herr. Er ist nur von dem Ungehorsam der Natur nicht so sehr beleidigt, weil ihm ihre Selbstständigkeit in die Augen springt. Wir glauben daher an ihre von uns vollkommen unabhängige Realität, wir glauben aber nicht an die Realität der Geschichte, besonders der uns gegenwärtigen. Der Mensch glaubt, daß er in der Geschichte machen kann, was er will. Das sind die bitteren Folgen des Dualismus, der Alles unsern Augen verdoppelte und immer nur zwischen einem zweifachen optischen Betruge die Wahl ließ. Zwar hat der Dualismus jetzt seine rohe Form verloren, aber unbemerkt existirt er noch in uns. Unsere Sprache, unsere ersten Begriffe, die durch Gewohnheit und Wiederholung zu unserer andern Natur wurden, erlauben uns nie, die Wahrheit einfach zu sehen. Hätten wir nicht seit dem fünften Jahre gewußt, daß Geschichte und Natur etwas ganz Anderes sind, so würden wir jetzt viel leichter verstehen, daß sich die Entwicklung der Natur unbemerkt in die Entwicklung der Menschheit herüber ergießt, daß es zwei Capitel von einem und demselben Roman, zwei Phasen

desselben Prozesses sind, die sich zwar an der Grenze sehr weit von einander entfernen, in der Mitte aber sehr nahe berühren. Und hätten wir's gewußt, so brauchten wir uns jetzt nicht darüber zu wundern, daß ein Theil von dem, was in der Geschichte sich ereignet, der Physiologie und den dumpfen Naturgewalten unterworfen ist, daß die Gesetze der historischen Entwickelung, wenn sie auch der Logik nicht entgegengesetzt sind, dennoch in ihrem Lauf nicht mit den Wegen des reinen Gedankens coincidiren, und daß überhaupt in der Natur nichts mit den abstrakten Normen zusammenfällt, die nur in der Vernunft ihre Existenz haben. Hätten wir das gewußt, so würden wir uns etwas um die Entdeckung der Beschaffenheit dieser physiologischen Einflüsse auf die socialen Verhältnisse bekümmern. Beschäftigen wir uns vielleicht damit? Wer hat, ich frage Sie, ernstlich die Physiologie des gesellschaftlichen Lebens, die Geschichte als eine reale objektive Wissenschaft studirt? Ich versichere Sie, Niemand: weder die Conservativen noch die Radikalen, weder die Historiker noch die Philosophen.

P. J. — — Vielleicht ist dem so; dennoch aber haben Viele gehandelt. Aller Wahrscheinlichkeit nach macht der Mensch die Geschichte wie die Biene den Honig. Die Geschichte ist kein Resultat der Reflexion, sondern die Befriedigung eines innern Triebes des menschlichen Geistes.

— — Sie wollen sagen des Instinktes. Ja, Sie haben Recht; er lenkte und lenkt zum Theil noch jetzt die Massen, aber wir befinden uns nicht in dieser Lage. Wir haben unsern Instinkt verloren, wir reflektiren sehr viel, um die natürlichen Triebe zu dämpfen, durch welche die Geschichte sich zum Fortgang durchschlägt. Wir sind den Städtern ähnlich, die gar nicht den Takt haben, mit dem der nächste beste Bauer alle Variationen des Wetters voraus sieht. Wir behielten vom Instinkt nur ein unruhiges Streben zur Thätigkeit. Das ist zwar vortrefflich; aber bis zu einer vollkommen bewußten That, einer solchen That, die uns ganz befriedigt, können wir nicht gelan-

gen, denn sie ist unmöglich ohne eine vollkommene Erkenntniß. Bis jetzt haben wir immer und ewig versucht, unsre eigenen Gedanken, unsere Wünsche den uns umgebenden Verhältnissen aufzuzwängen; aber diese Gedanken dienten eigentlich nur für unsere Entwickelung, sie zeigten sich bei der Anwendung unzulässig. Unsere Theorieen theilen unser Schicksal, sie haben das Treffende des Natur-Instinktes verloren und sind noch nicht zum vollkommenen Wissen gelangt. Sie ärgern sich, daß die Völker die Gedanken nicht realisiren, die Ihnen theuer und klar sind, daß sie nicht verstehen, ihr Heil selbst dann zu suchen, wenn Menschen ihnen die Mittel dazu vorschlagen; aber warum glauben Sie denn, daß ein Volk eben jetzt und zu keiner andern Zeit Ihre Gedanken vollführen muß, und nicht seine eigenen; haben Sie denn die Gewißheit, daß es Sie versteht, daß es keine weiteren Mittel, keine breiteren Bestrebungen gibt, als die Ihrigen? Sie können, ich habe nichts dagegen, manchmal den inneren Gedanken eines Volkes errathen, das ist die Sache eines glücklichen Zufalls; aber es ist viel wahrscheinlicher, daß Sie in einen Irrthum verfallen, denn Sie und die Massen gehören zwei ganz verschiedenen Culturen an. Die Massen sind bis jetzt voll von unbewußten, ahnungsvollen Trieben, von leidenschaftlichen Aufwallungen, bei ihnen geht der Gedanke nicht mit der Phantasie auseinander, bleibt nicht, wie bei uns, nur im theoretischen Gebiete; sobald sie auf einen Gedanken kommen, schlägt er gleich in die That über. Eben darum, weil es für sie kein Spaß ist, hält es so schwer, ihnen einen Gedanken beizubringen. Daher kommt es, daß zu Zeiten die Massen auf einmal die kühnsten Denker überholen, sie selbst gegen ihren Willen mitreißen oder mitten auf dem Wege Menschen im Stiche lassen, denen sie noch gestern huldigten; sie sind oft launisch, unbeständig und stürmisch dahin brausend. Anstatt diese selbständige Physiologie des menschlichen Geschlechtes tief zu studiren, um seine Wege und Gesetze zu verstehen, kritteln wir herum, gerathen in Indignation, verzweifeln, als wenn die Völker und Natur für Etwas, das einmal

ist, verantwortlich wären, als wenn es ihnen besonders am Herzen läge, daß dieses oder jenes aus ihrem Leben uns gefällt oder mißfällt. Bis jetzt hatte dieser doktrinäre, hohepriesterliche Standpunkt seine Rechtfertigung, aber mit unserer Entwickelung fängt er an lächerlich zu werden und führt uns nur zur undankbaren Rolle der Blasirtheit. Jeder zu einem solchen unnatürlichen Resultate führende Standpunkt hat sich selbst verurtheilt. Sie sind empört, beleidigt, indem Sie diese stumpfe, grausame Reaktion überall siegen sehen; ich auch. Aber Sie, treu Ihrem Romantismus, wollen fortlaufen, um nur die Wahrheit nicht zu erblicken, während ich bleibe. Es ist wirklich Zeit, daß wir aus unserem erkünstelten, konditionellen Leben herausgehen. Nicht nach Amerika. Nach Amerika zu gehen ist ja knabenhaft. Was werden Sie dort finden? Ist denn dort nicht die letzte Entwickelung dessen, was Sie in Europa vor sich sehen? Vor einem Jahre hätte Ihre Abreise nichts Auffallendes gehabt, der Gang der Dinge schleppte sich so träge und dumpf dahin; aber mitten in der größten Glut einer Krise, in einer Zeit, wo von der Moldau bis zu den Pyrenäen Alles gährt und arbeitet, in einer Zeit, wo für Europa die Tage des letzten Gerichts gekommen sind, wo die Jahrhunderte alten Mauern stürzen, wo ein Götze nach dem andern fällt, wo der Wiener Barrikaden bauen lernt —

— — Und wo man in Paris auch lernt, die Barrikaden mit Kanonenkugeln zu zerstören; wo zusammen mit den Götzen — die zwar nur für einen Tag sinken — auch die besten Früchte, für die man Jahrhunderte lang gerungen, fallen. . . . . Das Gericht sehe ich, sehe auch schon die Hinrichtung, den Tod; aber ich sehe weder Auferstehung noch Erbarmen. Dieser Theil der Welt hat das Seinige vollbracht, sein Leben war reich, aber zuletzt waren die Kräfte erschöpft, die Völker, die in diesen Gegenden bis zum Ende ihrer Vokation gelebt haben, beginnen stumpf zu werden, rückwärts zu schreiten: das sind Thatsachen und kein Idealismus. — Die Geschichte,

wie es mir scheint, hat ein anderes Bett gefunden, ich gehe einfach dorthin. Ja, apropos, wollten Sie mir denn nicht im vorigen Jahre dasselbe beweisen, als wir uns auf dem Dampfer zwischen Genua und Civita-Vecchia befanden?

D. A. — — Ja, ich erinnere mich, es war vor einem Gewitter; damals machten Sie mir Einwendungen, jetzt sind Sie über alles Maß hinaus mit mir einig. Zu diesem Gesichtspunkte sind Sie weder durch Ihr Leben noch durch das Denken gekommen, sondern nur aus Mißmuth, aus einer momentanen Verzweiflung, mit welcher Sie ohne Vorbedacht und ganz naiv Ihre früheren Hoffnungen etwas verdeckt haben. Wäre dieser Standpunkt bei Ihnen nicht die Kaprice eines schmollenden Liebhabers, sondern eine nüchterne Erkenntniß dessen, was vorgeht, so hätten Sie sich viel ruhiger, ohne krankhafte Erregtheit ausgedrückt; Sie hätten die Dinge ganz anders angesehen, sich selbst und Ihre persönliche Rancüne vergessen, Sie würden erschüttert und voll des wehmüthigen Grauens sein, welches die Seele des Menschen beim Anblick eines tragischen, vor seinen Augen sich entfaltenden Schicksals ergreift. Aber die Idealisten sind zu geizig, um sich der objektiven Welt preiszugeben, sie haben dieselbe schroffe Selbstliebe, wie die demüthigen Mönche, die jede Selbstpeinigung auf sich nehmen, ohne jemals ihr Ich aus den Augen zu verlieren und den ihnen gebührenden Lohn zu vergessen. Warum fürchten Sie hier zu bleiben? Oder verlassen Sie auch immer das Schauspielhaus beim Anfang des fünften Aktes jedes Trauerspieles, um nicht die Nerven zu erregen? Sie wissen, daß das Schicksal von Oedipus dadurch nicht leichter wird, daß Sie aus dem Theater laufen. Nein, er wird doch untergehen. . . . . . Und dazu ist es manchmal befriedigender, bis zur letzten Scene zu bleiben; denn ist man oft schon von Hamlets schwarzem Verhängniß erdrückt und gebrochen, so trifft man ganz unerwartet einen blühenden Fortinbras, bei dessen Anblick man wieder aufathmet. Abgesehen davon, hat selbst das Schauspiel des Todes etwas Feierliches; in ihm liegt eine große Lehre, Sie wollen sie über-

sehen. Die dumpfe Wolke, die auf ganz Europa lastete, die Keinen frei Athem schöpfen ließ, hat sich am Ende donnernd entladen, ein Blitz nach dem andern, ein Schlag nach dem andern, der Planet erbebt, eine neue Aera beginnt, und Sie wollen fortlaufen, weil Radetzky Mailand und Cavaignac Paris eingenommen hat? Sie sehen, was es heißt, wenn man die Objektivität der Geschichte nicht offen anerkennt. Ich hasse die Demuth, aber in diesen Fällen ist Demuth Erkenntniß, hier ist es am Platze, sich vor der Geschichte zu beugen und sie anzuerkennen, wie sie ist. Dazu gehts ja auch viel besser, als man nur erwarten konnte. Warum sind Sie denn so aufgebracht? Wir begannen in dieser langsam schleichenden, ungesunden Greisenhaftigkeit uns zu verzehren, dahin zu welken, und in ganz Europa zeigte sich statt des Marasmus ein Typhus; es zersetzt sich, zerfällt, schmilzt und verliert sich. Ja, es verliert sich soweit, daß in seinem jetzigen Kampfe beide Theile wahnbefangen sind und in einer dummen Verrücktheit weder sich selbst noch den Feind verstehen. Sie richten sich wechselseitig zu Grunde, ohne vorauszusehen, daß es durch den Triumph für sie nicht besser wird. Der fünfte Akt des Trauerspiels hat mit dem 25. Februar begonnen; der Kummer, die Angst der Seele sind ganz natürlich, kein ernster Mann spaßt mit solchen Ereignissen; aber von hier ist es noch sehr weit bis zu Ihrer Verzweiflung. Und was das Schlimmste ist, Sie bilden sich ein zu verzweifeln, weil Sie sich für einen Revolutionär halten. Aber Sie irren sich; Sie verzweifeln, weil Sie ein Konservativer sind. Sehr verbunden.

— — Diesen Schluß erwartete ich denn doch nicht. Wir sind also Konservative, Radetzky, Windischgrätz und ich!

— — O nein! Sie sind noch viel schlimmer. Was für ein Konservativer ist denn Radetzky? Er wirft Alles um, er wollte selbst den Dom von Mailand in die Luft sprengen; glauben Sie denn im Ernste, daß es Konservatismus ist, wenn wilde Croaten die österreichischen Städte stürmen und dort Alles durcheinander werfen? Weder diese Banden noch ihre Anführer verstehen, was

sie thun; aber Konservatismus ist es nicht. Sie urtheilen immer nach den Fahnen; die Einen gehen für den Kaiser, sagen Sie, also sind sie Konservative, die Andern gehen für die Republik, also sind sie Revolutionäre. Mein bester Ideolog, diese Antinomie ist zu alt geworden und bei der Abschätzung des heutigen Kampfes nicht mehr gültig. Das monarchische Prinzip und der Konservatismus schlagen sich von beiden Seiten, und freilich ist der schlechteste Konservatismus derjenige, der auf Seiten der Republik steht, denn er betrügt sich und Andere. Zu dieser Kategorie rechne ich Sie.

— — Aber Spaß bei Seite, es wäre doch nicht überflüssig, zu sagen, was ich denn von dieser Welt konserviren und befestigen will, zu definiren, was Sie eben unter meinem Konservatismus verstehen.

— — Sagen Sie mir lieber, hat es Sie nicht tief geschmerzt, daß man hier und in Deutschland solche flache und blasse Constitutionen votirt hat?

— — Freilich.

— — Also müssen Sie auch darüber außer sich sein, daß die ganze deutsche Bewegung durch den Trichter der Frankfurter Versammlung abgelaufen, daß Carl Albert die »alta Italia« nicht befreite, daß Pius **IX.** über alles Maß abgeschmackt ist?

— — Ich brauche mich deshalb gar nicht zu rechtfertigen.

— — Das ist ja gerade der gefährlichste Konservatismus. Stellen Sie sich vor, daß Ihre Wünsche erfüllt wären. Was würde die Folge davon sein? Eine feierliche Rechtfertigung der alten Welt, eine Rechtfertigung für die Absurdität einer Volksrepräsentation, die mit der ganzen Fülle der königlichen Gewalt bekleidet ist, für die Absurdität eines Königs, der die Völker befreit, und für die Absurdität eines Papstes, der dem Geiste des **XIX.** Jahrhunderts gemäß handelt. Alles wäre gerechtfertigt, ausgenommen die Revolution und das Streben, ein für allemal den souveränen Nationalversammlungen, den Königen und den Päpsten ein Ende zu machen.

— — Also wir müssen uns geradezu freuen, daß die Oesterreicher die Lombarden geschlagen haben?

— — Weder uns freuen noch erstaunen. Die Lombardei konnte sich doch weder durch die Demonstrationen in Mailand noch durch die Hülfe Carl Alberts befreien.

— — Ja, wir können hier sub specie aeternitatis darüber räsonniren, aber wer wie ich in Italien von Anfang an mit eigenen Augen den großartigen Aufstand und dann diese ungerechte Erwürgung, die Verdoppelung des bleiernen Joches gesehen, welches das arme Volk noch tiefer in die Knechtschaft schleudert, der würde schwerlich mit so kalter Klugheit urtheilen. . . . . Diese Zeit hat sich meinem Herzen schrecklich eingeprägt, und ich muß Ihnen gestehen, ich finde in mir keinen Wiederhall auf Ihren im Pessimismus wurzelnden Optimismus. Uebrigens seien Sie versichert, daß ich den Menschen von seiner Dialektik unterscheiden kann, und ich bin überzeugt, Sie hätten Ihre sämmtlichen Theorieen Angesichts der aufgethürmten Leichen, der beleidigten und geschändeten Weiber und aller Gräuel einer rohen militärischen Okkupation vergessen.

— — Anstatt einer Antwort appelliren Sie ans Mitleid. Das gelingt immer; Sie stellen sich auf die Seite des Herzens. Herz haben Alle, ausgenommen die sittlichen Mißgeburten. Mit dem traurigen Loose Mailands können Sie ebenso leicht einen Menschen rühren, wie mit dem Loose einer Herzogin Lamballe. Das Mitleiden ist dem Menschen so natürlich; glauben Sie ja nicht dem Lucrez, wenn er Ihnen erzählt, daß es keine größere Glückseligkeit gibt, als ohne Gefahr vom Ufer aus ein Schiff untergehen zu sehen. Der Poet verleumdete sich selbst; denn die unschuldigen Opfer, die durch die Wirkungen einer wilden Kraft fallen, empören unser ganzes sittliches Gefühl aufs Tiefste. Ich habe nicht gesehen, wie Radetzky in Mailand haust, aber ich habe die Pest in Alexandrien gesehen; ich weiß, wie diese verhängnißvolle Geißel den Menschen beleidigen, erniedrigen kann; es wäre jedoch zu arm, zu schwach, bliebe man nur bei

den Thränen. Und wirklich, neben der Indignation erscheint gleich in unserer Seele der unwiderstehliche Wunsch des Widerstandes, des Forschens nach Mitteln, nach Ursachen, um sich mit dem Uebel im Kampfe zu messen. Die Sentimentalität wird da wenig Hülfe bringen. Die Aerzte besprechen die Lage des schwer Kranken gar nicht in derselben Weise wie es die untröstlichen Angehörigen machen; im Innern ihrer Seele weinen sie vielleicht auch, aber es bedarf nicht der Thränen, sondern des Verständnisses, um die Krankheit zu bewältigen. Und sollte am Ende der Arzt noch so sehr den Kranken lieben, so soll er doch den Kopf nicht verlieren, wenn er die Annäherung des unabwendbaren Todes sieht. Wenn Sie übrigens nur die untergehenden Menschen in dieser unerhörten Zersetzung und Zertrümmerung aller Elemente bedauern, so haben Sie Recht — zur Unempfindlichkeit muß man sich heranbilden. Menschen, die gar kein Mitleid mit ihrem Nächsten haben, wie die Feldherren, die Minister, die Scharfrichter und überhaupt die Staatsmänner, haben ihr ganzes Leben hindurch sich alles Menschlichen entwöhnt; wäre ihnen diese Entwöhnung nicht gelungen, so hätten sie ja nie ihre schnelle Carriere gemacht. Sie sehen also, daß ich in dieser Weise Ihren Gram vollkommen rechtfertige und Ihnen wenig Trost dagegen zu sagen habe, er müßte denn ein trockner, quantitativer sein. Wissen Sie, daß während der Zeit vom Aufstande in Palermo und dem Sonderbundskriege bis zum Ende der Wiener Revolution nicht ein Drittel von den Menschen umkam, die z. B. bei Preußisch Eylau fielen? Unsere Begriffe sind immer noch so verwirrt, daß wir nie die Opfer zählen, die in den Reihen einer Armee fallen. Wir denken nicht daran, daß diese Menschen nicht durch ihre Neigungen, nicht durch ihre Ueberzeugungen, sondern durch jene gesetzliche Pest, die man Aushebung nennt, aufs Schlachtfeld geführt wurden. Die Barrikadenhelden wußten, warum sie gefallen — aber diese? Wenn die bei Preußisch Eylau gebliebenen Soldaten hören könnten, womit der Flußbesuch der zwei Kaiser begann, so müßten sie we-

gen ihrer Tapferkeit bis über die Ohren roth werden. „Weswegen bekämpfen wir einander? Das ist ja nur ein Mißverständniß;“ sagte Napoleon. „In der That sehe ich keine Ursache ein,“ antwortete Alexander, und sie umarmten sich. Nun, die tapfern Zehntausende, die ebensoviel oder noch mehr von ihren Gegnern schlachteten, dabei aber selbst umkamen, waren schön in den April geschickt. Sie fielen Alle aus einem Mißverständniß! Sei dem wie ihm wolle, ob viel oder wenig Menschen fallen, man muß sie immerhin bedauern; aber mir scheint es, daß Sie nicht nur der Menschen, sondern auch noch eines andern Umstands halber traurig sind, und das verstehe ich nicht.

— — Ich betraure sehr Vieles. Ich beweine die Revolution vom 24. Februar, die sich so großartig entfaltete und so bescheiden unterging. Die Republik war ja möglich, sie war kein Hirngespinnst, sondern eine Realität — und was hat man aus ihr gemacht? Ja ich bedaure sie, so wie ich das arme Italien bedaure, welches eines Tages aufwachte, um am andern Tage unterzugehen; ich bedaure Deutschland, das sich in seiner ganzen Größe aufrichtete, um noch niedriger zu knieen; ich bedaure, daß die Menschheit wieder für eine ganze Generation zurückprallte; ich bedaure, daß die Bewegung wieder erstarrt und gehemmt ist.

— — Was die Bewegung anlangt, so zweifle ich sehr, daß man sie aufhalten kann. Erinnern Sie sich des unterirdischen Maulwurfes, der Tag und Nacht arbeitet, semper in motu? Nun sehen Sie, daß ich Recht hatte, wenn ich Sie des Konservatismus beschuldigte; er geht bei Ihnen bis zum Leichtsinn. Haben Sie mir denn im vorigen Jahre nicht von der Entsittlichung der gebildeten Klassen in Frankreich erzählt, und Sie konnten glauben, daß das Land deshalb über Nacht zur Republik würde, weil das Volk einen halsstarrigen Alten weggejagt und an die Stelle eines hartnäckigen, von kleinen Diplomaten umringten Quäkers einen charakterlosen Theophilanthropen setzte, der von kleinen Journalisten umgeben war?

— — Jetzt ist es leicht, so scharfsichtig zu sein.

— — Damals war es auch nicht schwer. Der 26. Februar hat den ganzen Charakter der Revolution vom 24. bezeichnet. Alle Nicht-Konservativen, heißen sie nun Proudhon oder Blanqui, Barbes oder Leroux, haben eingesehen, daß diese Republik nichts anderes als ein leeres Wortspiel war. Dazu bedurfte es keiner Prophetengabe, sondern nur einer gewissenhaften Anschauung der Dinge, der Gewohnheit im lebendigen Beobachten. Aus diesem Grunde empfehle ich immer statt der Mathematik das Studium der Naturwissenschaften, um die Verstandesfähigkeiten zu stärken und zu schärfen. Der Naturalist gewöhnt sich von vornherein, keine seiner subjektiven Anschauungen in den Gegenstand zu übertragen; er verfolgt, forscht, wartet ab, läßt kein einziges Kennzeichen, keine Veränderung fallen, unbestechlich sucht er die Wahrheit, schiebt weder seine Liebe noch seinen Haß unter, und daher kommt es, daß er häufig den Gegenstand seines Studiums gänzlich bewältigt. Bemerken Sie, daß der scharfsinnige Publizist der ersten Revolution ein Pferdearzt und Optiker *) war und daß ein Chemiker **) am 27. Februar in seinem, deßhalb von den Pariser Studenten verbrannten Journale alles das druckte, was wir jetzt Alle leider zu spät als wahr erkannt haben? Es war unverzeihlich, von jener politischen Ueberraschung etwas Anderes als Gährung zu erwarten, und diese begann schon Tags darauf. Das ist das große Resultat der letzten Revolution. In der Gährung liegt Alles, in ihr liegt die Zukunft, das Neue. Die Gährung zu negiren ist unmöglich, mächtig reißt sie Frankreich und ganz Europa von einer Erschütterung zur andern und schleudert die europäischen Staaten in den Abgrund des Bankerottes, worin auch die alten Staatsformen untergehen müssen. Erwarteten Sie das, wollten Sie das? Ich glaube nicht. Sie erwarteten, daß die bescheidene Republik auf den skro-

*) Marat.

**) Raspail.

phulösen Füßchen der Lamartine'schen Salbung und in den Wickeln von Ledru-Rollin'schen Bülletins sich halten würde. Aber das wäre ja ein Weltunglück. Solch' eine Republik wäre ja der schwerste Hemmschuh, der alle Räder der Geschichte zum Stillstande gebracht hätte. Auf alte monarchische Prinzipien gegründet würde sie schädlicher sein als alle Monarchieen, denn sie erschiene nicht als eine unsinnige Gewaltthätigkeit, sondern als eine freie Uebereinstimmung, nicht als ein historisches Unglück, sondern als etwas Vernünftiges, Gerechtes, weil sie auf die blödsinnige Stimmenmehrheit sich stützt, weil sie eine Lüge auf ihrer Fahne trägt. Das bloße Wort Republik hatte jene gewaltige sittliche Macht, die jetzt keinem Throne mehr inne wohnt. Die Massen durch den Glanz ihres Namens blendend, stellte sie Gegenpfeiler auf, welche den abgelebten Staatsorganismus nicht umsinken ließen. Da rettete die Reaktion die Bewegung; denn die Reaktion warf die Maske ab, und rettete nur so, ich sage es Ihnen nochmals, die Revolution. Menschen, die Jahre lang noch im Taumel des Lamartine'schen Laudanums gelebt hätten, sind durch den dreimonatlichen Belagerungszustand ganz nüchtern geworden, nachdem sie die Republik des 24. Februar am Werke gesehen. Sie wissen jetzt, was es heißt, einen Aufstand nach den Begriffen dieser Republik zu bezwingen, Dinge sind ihnen klar geworden, die früher nur für einige auserwählte Menschen zugänglich waren. Jetzt begreift man, daß man nicht Cavaignac wegen aller jener Schreckensereignisse zur Rechenschaft ziehen konnte, daß es dumm ist, den Scharfrichter verantwortlich zu machen, denn er ist mehr widerwärtig als schuldig. Viele wissen jetzt, daß wenn Paris in Warschau verwandelt war, man dieß dem Konservatismus in der revolutionären That, der dreifarbigen Fahne, der abgeschmackten Macht der Repräsentanten-Versammlung zu danken hatte. Die Reaktion, ohne zu wissen was sie that, hat noch die Füße von den paar letzten Götzen unterhauen, hinter welchen wie hinter einem Altare das alte Regiment sich versteckte. Das Volk glaubt nicht mehr an die Republik und machts vortrefflich.

Es ist Zeit, nicht mehr an eine alleinseligmachende Kirche, an diese oder an eine andere Form der Regierung zu glauben. Die Religion der Republik war im Jahr 1793 sehr am Orte. Damals war sie colossal und groß, denn damals schuf sie diese strenge großartige Reihe von Giganten, welche den feierlichen Schluß der langen Aera der politischen Revolutionen bilden. Jetzt aber ist sie abgeschmackt und diese Abgeschmacktheit ist Allen durch die Reaktion in der Republik klar geworden. Die Republik diktirte drakonische Gesetze von der Höhe einer Nationalversammlung, sie dekretirte Deportationen ohne Gericht, im Namen des freien Volkes votirte sie den Dank des Vaterlandes für Menschen, die vom Blute der massenweise erschossenen Gefangenen troffen. Und Sie wähnen, daß solche Dinge, welche das ganze Repräsentativsystem sprengten, ohne Folgen vorübergehen können? Wer kann da noch an die Möglichkeit der Freiheit und Gleichheit glauben, wo eine solche hinterlistige, knechtende Jurisprudenz haust, die sich auf die beiden sklavischen Lehren des verfaulten römischen Rechtes und des abgelebten Feudalismus stützt? Die Unverträglichkeit der Brüderlichkeit mit jenen Fallen, die man Assisen, mit jenen Schlachthäusern, die man militärische Gerichte nennt, wird immer klarer und klarer. Wo ist der unantastbare Glaube an das Verdikt der Geschwornen jetzt, wo man erkennt, daß sie mit dem Schicksale des Angeklagten nur Blindekuh spielen; wo ist der Glaube an den ganzen Staatsorganismus, in welchem ein Votum hinreicht, um Hunderte von Unschuldigen aus Rücksicht für die öffentliche Wohlfahrt auf die Pontons zu schicken, in welchem Tausende von Bewaffneten dastehen und, ohne nach irgend einem Grund zu fragen, nach dem Kommando eines Banditenhäuptlings auf ihre Brüder schießen? Ueber Alles das hat uns die Reaktion die Augen geöffnet. Diese Gedanken, diese Zweifel wandern jetzt von Kopf zu Kopf und machen uns bedenklich. Freilich war es nicht leicht, bei ihnen anzulangen, namentlich den Franzosen, die trotz ihres Scharfsinnes etwas Neues nicht leicht begreifen können. In derselben Weise hat sichs in Deut-

schland gestaltet. Die Deutschen waren außerordentlich zufrieden mit ihren Verfassungen und Repräsentativ-Versammlungen, nach welchen sie fünf und dreißig Jahre lang bescheiden seufzten. Jetzt, nachdem sie die Reaktion erprobt und der Erfahrung nach kennen gelernt haben, was Diäten und Kammern sind, werden sie sich nicht mehr mit einer Charte begnügen, sollte sie octroyirt oder votirt sein. Diese Verfassungen werden ihnen vorkommen, wie einem erwachsenen Menschen ein Spielzeug, nach welchem er sich als Kind sehnte. Die Deutschen haben beim Anfang ihrer revolutionären Laufbahn gesehen, daß das jetzige Repräsentativsystem nichts Anderes ist, als ein schlau erdachtes Mittel, die socialen Bedürfnisse und den energischen Thatendrang in Reden und unendlichen Disputen zu destilliren. Und statt sich zu freuen, ärgern Sie sich, daß eine Versammlung von Reaktionären unter dem Einflusse der Furcht eine armselige Constitution votirt hat. Meines Erachtens ist das ein großer Beweis, daß man weder dieser ökumenischen Konzile für die Gesetzgebung noch dieser hohenpriesterlichen Repräsentanten bedarf, daß es überhaupt in unserer Zeit unmöglich ist, eine kluge Constitution zusammen zu brauen. Sagen Sie nun selbst, ist es nicht lächerlich, jetzt eine Verfassung für die zukünftigen Generationen aufzustellen, jetzt, wo die alte Welt nicht einmal die Zeit mehr hat, ihr Testament zu machen, geschweige denn über die nächsten Menschenalter zu disponiren? Sie freuen sich nicht über diese Fehlgeburten, weil Sie konservativ sind, weil Sie, sei es mit oder ohne Bewußtsein, selbst zu dieser Welt gehören. Im vorigen Jahre, als Sie dagegen so aufgebracht waren, blieben Sie doch innerhalb dieser Welt stehen, dafür hat sie Sie mit dem 24. Februar angeführt. Sie haben ihr zugetraut, daß sie sich mit Hausmitteln heilen werde, daß sie sich erneuern könne, indem sie die alte bleibe; Sie glaubten, daß man sie verbessern könne . . . . und gibt's heute einen Straßenkrawall, der den Ledru-Rollin zum Präsidenten der Republik macht, so werden Sie wieder Ihrem Enthusiasmus verfallen. So lange

Sie noch jung sind, kann man Ihnen das verzeihen, aber ich rathe Ihnen, nicht lange auf diesem Wege zu verharren. Am Ende werden Sie ja lächerlich. Sie haben eine lebendige, leicht empfängliche Natur. Setzen Sie also über den letzten Zaun, schütteln Sie den letzten Staub von Ihren Füßen und überzeugen Sie sich ein für allemal, daß jetzt die kleinen Revolutionen, die kleinen Reformationen, die kleinen Republiken gar kein Interesse mehr bieten können, sie sind alle vom Konservatismus angesteckt. Ich lasse ihnen Gerechtigkeit widerfahren, sie haben auch ihre Lichtseiten. In Rom war es freilich viel besser unter Pius **IX.** als unter dem bösen Trunkenbold Gregor **XVI.** Die Republik vom 26. Februar gab in mancher Hinsicht den neuen Ideen eine angemessenere Form als die constitutionelle Monarchie, aber alle diese Palliativmittel schaden eben so viel als sie Nutzen bringen. Sie machen allerdings die Krankheit vergessen, weil sie eine momentane Linderung gewähren. Wenn man dann aber recht auf die Art der Entstehung dieser Verbesserungen sieht, wenn man beobachtet, mit welchem sauren Gesichte sie alle eingeführt werden, wie man jede Concession uns als eine unermeßliche Wohlthat preist, so vergeht Einem alle Lust, sie zu schätzen und zu würdigen. Ich bin am Ende so weit gekommen, daß ich weder zwischen Sklavereien noch Religionen wählen kann, mein Geschmack hat sich abgestumpft, ich bin nicht mehr im Stande, die Feinheiten zu unterscheiden. Wie kann man daraus klug werden, welche Sklaverei besser und welche Religion heilsamer, was unterdrückender ist, eine ehrliche Republik oder eine ehrliche Monarchie, der revolutionäre Konservatismus von Radetzky oder der konservative Revolutionarismus von Cavaignac; was abgeschmackter ist, die Quäker oder die Jakobiner, was mehr schmerzt, Ruthen oder die Crapaudine? Auf beiden Seiten herrscht Sklaverei; auf der einen eine schlaue, verkappte, unter dem Namen der Freiheit, also eine sehr gefährliche, auf der andern eine wilde und brutale, also dem Sturze sehr nahe. Es ist ein großes Glück, daß sie einander nicht an

den brüderlichen Zügen erkennen und immer bereit sind, sich gegenseitig zu erwürgen. Laßt sie kämpfen, laßt sie auf beiden Seiten Koalitionen schließen, laßt sie einander zerzausen und sich wechselseitig in die Gruft zerren! Wer auch Sieger bleiben mag, die Lüge oder die Gewaltthätigkeit, der Sieg wird nicht zu unsern, aber auch nicht zu ihren Gunsten ausfallen. Alles, was der Sieger hoffen kann, ist höchstens die Aussicht, ein paar Tage in Saus und Braus zu leben.

— — Und uns bleibt wieder die Rolle der ewigen Zuschauer, der kläglichen Geschwornen, deren Verdikt nicht vollstreckt wird, die Rolle der Zeugen, die man gar nicht vernimmt. Ich bewundere Sie und weiß nicht, soll ich Sie beneiden oder nicht? Bei solch' einer thätigen Vernunft haben Sie so viel — ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll — Mäßigkeit.

— — Was ist zu machen? Ich will mir keinen Zwang anthun, die Aufrichtigkeit und Unabhängigkeit sind meine Idole. Ich vermag mich weder unter die eine noch unter die andere Fahne zu stellen. Beide Heere stehen so gerade auf dem Wege zum Kirchhof, daß meine Hülfe ihnen unnöthig ist. Solche Zustände waren auch früher. Was für einen Antheil konnten in den römischen Kämpfen die Christen an den Prätendenten des Kaiserthums nehmen? Man hat sie der Feigheit beschuldigt; sie lächelten und trieben ihre Sachen, beteten zu Gott und predigten.

— — Ja, sie predigten, weil sie mächtig waren durch den Glauben, verbunden durch eine Lehre. Wo ist unser Evangelium, wo das neue Leben, zu welchem wir die Andern rufen, wie lautet die frohe Botschaft, wovon wir der Welt Zeugniß geben sollen?

— — Predigt die Botschaft vom Tode, zeigt den Menschen jede neue Wunde auf der Brust der alten Welt, zeigt ihnen jeden Erfolg der Zerstörung, zeigt ihnen die Schwächlichkeit all' ihres Beginnens, die Kleinlichkeit all' ihrer Bestrebungen; setzt ihnen auseinander, daß diese alte Welt nicht mehr genesen kann, daß

sie weder Stützen noch Glauben hat, daß sie von Niemandem mehr geliebt wird, daß sie sich an Mißverständnissen festklammert; zeigt ihnen, daß jeder von ihr errungene Sieg ein Messerstich in ihre eigene Brust ist. . . . . . Predigt den Tod als die frohe Botschaft der herannahenden Erlösung!

— — Aber ist es nicht besser, zu beten? Wem sollen wir predigen mitten im Kampfe, der auf beiden Seiten die Opfer fallen sieht? Das hat ja nur der Pariser Erzbischof nicht gewußt, daß die Menschen mitten im Kampfe keine Ohren mehr haben, um Moral zu hören. Wissen Sie was, wir wollen noch ein Bischen warten, bis der Kampf ganz beendigt ist, dann wollen wir anfangen den Tod zu predigen. An Unterbrechungen wird auf dem unermeßlichen Kirchhof nicht zu denken sein, wo die Kämpfer beider Theile neben einander liegen werden. Die Todten sind ja die besten Zuhörer der Apotheose des Todes. Traurige Zeit! Wenn sie noch lange so fortdauert, so werden wir ein ganz originelles, nie dagewesenes Schauspiel zu sehen bekommen. Die Zukunft, das Werdende wird zusammen mit dem Abgehenden, Verwesenden untergehen. Die abortirte Demokratie wird im Tode erstarren, indem sie in die verwelkte Brust der sterbenden Monarchie hinein beißt.

— — Aber ist denn eine Zukunft, die untergeht, wirklich Zukunft? Ich glaube, daß die Demokratie ausnahmsweise unserer Zeit angehört. Sie ist die Negation der Hierarchie, der socialen Ungerechtigkeit, die sich aus der Vergangenheit entwickelt hat, sie ist das reinigende Feuer, das alle abgelebten Formen aufzehren wird, und es versteht sich von selbst, daß es erlöschen wird, sobald das Brennmaterial verzehrt ist. Die Demokratie kann nichts schaffen, das ist ja nicht ihre Sache, sie wird überflüssig nach dem Tode des letzten Feindes. Um mich der Worte Cromwells zu bedienen: „Die Demokraten wissen nur, was sie nicht wollen."

— — Hinter dem Wissen dessen, was man nicht will, verbirgt sich nothwendig die Vorahnung dessen, was man will. Da-

rauf gründet sich der so oft wiederholte, fast zum Gemeinplatz gewordene Gedanke, daß jede Zerstörung auch ein Aufbauen ist. Der Mensch kann sich niemals nur mit der Zerstörung begnügen, das widerspricht seiner schaffenden Natur. Um den Tod zu predigen, braucht es den Glauben an die Wiedergeburt; für die Christen war es leicht, der alten Welt ihr Ende anzukündigen, denn das Begräbniß fiel bei ihnen mit der Taufe zusammen.

— — Wir haben nicht nur eine Vorahnung, wir haben etwas mehr; nur daß wir uns nicht so leicht befriedigen lassen wie die Christen. Sie hatten ja nur ein Kriterium, den Glauben. Freilich lag für sie in der unumstößlichen Gewißheit, daß die Kirche ihre Macht entfalten werde, ein großer Trost, und es war sehr gut, daß es ihnen nie in den Kopf kam, daß das beim Begräbniß getaufte Kind gar nicht nach dem Wunsche des Pathen heranwachsen würde. Das Christenthum blieb bis auf heute, den Tag vor seinem Tode, ganz, was es damals schon gewesen, eine fromme Sehnsucht, tröstete sich mit dem Himmel und wäre ohne diesen ganz verloren. Die Einpflanzung eines Gedankens vom neuen Leben ist jetzt unermeßlich schwieriger. Wir haben keinen Himmel, keine Gottesburg, unsere Burg ist durchaus menschlich, sie muß sich auf demselben Boden verwirklichen, auf welchem alles Wirkliche existirt; da können wir uns nicht auf die Verführung des Teufels oder auf die Hülfe Gottes berufen, wir können keinen Tag und kein Leben hinter dem Grabe zeigen. Uebrigens geht die Demokratie gar nicht einmal so weit, sie steht noch auf dem christlichen Ufer. Daher kommt es auch, daß sie so viel Asketismus, Idealismus, Romantismus und Liberalismus in sich trägt; sie hat eine schreckliche Macht der Zerstörung, aber jedesmal, sobald sie zu schaffen beginnt, verliert sie sich in schülerhaften Versuchen, in politischem Dilettantismus. Und das hat die kräftigsten Vorkämpfer der Demokratie entmuthigt. Die Zerstörung schafft — freilich; sie reinigt den Platz und das ist schon ein Schaffen, sie fegt eine ganze Reihe von Lügen bei Seite und das ist schon eine Wahrheit. Aber eine

wirklich schaffende Macht hat die Demokratie nicht und eben deswegen gehört ihr nicht die Zukunft. Die Zukunft liegt überhaupt außerhalb der Politik, sie schwebt über dem Chaos aller socialen und politischen Bestrebungen, aus ihnen werden die Fäden zu dem Stoffe gewählt, aus welchem das Leichentuch der vergangenen Welt und die Windeln für die Neugebornen gewoben werden. Der Socialismus stellt vollkommen das christliche Element in der römischen Welt vor.

— — Wenn ich daran denke, was Sie jetzt eben vom Christenthum gesagt haben, so ist das Schicksal des Socialismus nicht sehr beneidenswerth. Sie sagten ja, daß das Christenthum Jahrhunderte lang ein Streben war und Streben blieb.

— — Dennoch aber hat sich während dieser Jahrhunderte unter seinem Segen eine der glänzendsten Perioden der Geschichte entwickelt. Das Evangelium hat sich nicht realisirt, das war übrigens auch vollkommen unnöthig; aber das Mittelalter, das Zeitalter der Restaurationen und Revolutionen wurde durch das Christenthum ins Leben gerufen, drängte sich tief in alle großen Erscheinungen der Jahrhunderte, welche es beherrschte. Ich glaube, daß es mit der Realisation des Socialismus ebenso gehen wird. Die Zukunft wird eine ganz unverhoffte Verbindung der abstrakten Lehren mit den bestehenden Verhältnissen ins Leben rufen. Ueberhaupt verwirklicht das Leben nur die Seiten eines Gedankens, welche in der Wirklichkeit einen Boden finden, und der Boden bleibt dabei nicht ein passiver Träger, er gibt seine Säfte her, bringt seine Elemente hinein. Das Neue, welches aus dem Kampfe der Utopien und des Konservatismus uns emporwächst, erscheint gar nicht so, wie man es auf dieser und jener Seite erwartete; es erscheint als ein Drittes, aus dem Bestehenden und Werdenden, aus den Reminiscenzen und Hoffnungen, aus den Sagen und der Wissenschaft Verarbeitetes. So bildete sich die christliche Kirche aus den abgelebten Römern und den erstehenden Germanen. Die Ideale, die theoretischen

Construktionen realisiren sich in der Geschichte nie in der Weise, wie sie der theoretische Verstand auffaßt.

— — Weswegen werden sie denn anders aufgefaßt und weswegen überhaupt kommen den Menschen Gedanken in den Kopf, die nicht verwirklicht werden können; ist das eine Ironie?

— — Warum wollen Sie denn, daß im menschlichen Verstande Alles knapp zugeschnitten sei, warum wollen Sie Alles auf das unumgänglich Nothwendige beschränken? Erinnern Sie sich des alten Königs Lear, welcher einer seiner Töchter, die beständig sein Gefolge verminderte und ihm jedesmal beweisen wollte, daß es zur Noth noch ausreiche, am Ende sagte: „Vielleicht reicht es zur Noth hin; aber weißt Du, daß der Mensch zum Thier wird, wenn er auf das unumgänglich Nöthige reduzirt ist?“

— — Ja ich weiß, daß das Ihre Meinung ist. Während ich Ihren Ausführungen zuhörte, dachte ich bei mir selbst, weshalb Sie wohl so entsetzlich klug und gerecht sein mögen. Ich glaube, die Ursache liegt darin, daß Sie immer auf dem Ufer blieben und nie in den Strom hineingezogen wurden; Sie sind ein Fremder, und wie immer beurtheilt ein Fremder die Familienangelegenheiten besser, als ein Mitglied der Familie selbst. Stellen Sie sich vor, daß Sie an der Stelle eines Barbes oder Mazzini ständen, daß Sie während Ihres ganzen Lebens an einer einzigen That gearbeitet hätten, deshalb gearbeitet, weil im Innern Ihrer Seele beständig eine Stimme wiedertönte, die diese Thätigkeit als eine unumgänglich nothwendige fordert und die zu überschreien nicht in Ihrer Macht stand, weil sie sich aus der Tiefe eines beleidigten Herzens erhob, dessen Blut beim Anblick der Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten überströmte. Stellen Sie sich vor, daß Sie dieser Stimme gehorchend in lange Collisionen mit der bestehenden Macht geriethen und dann, nachdem Sie die Hälfte Ihres Lebens in Ketten geschmachtet, als Flüchtling von Land zu Land umhergeirrt und auf einmal den Morgen des Tages gesehen hätten, auf welchen Sie stets gehofft

und für welchen Sie so viel gelitten haben, Sie hätten wie ein Mazzini offen in italienischer Sprache auf dem Markte von Mailand von der Freiheit und Unabhängigkeit unter einem Donner von Beifall gesprochen, ohne eine weiße Uniform und einen gelben Schnurrbart zu fürchten. Oder daß Sie nach vierzehntägigem Gefängniß von einem triumphirenden Volke in die Stadt gebracht würden, wo Ihnen ein Kollege des Scharfrichters das Todesurtheil vorlas und ein anderer Kollege desselben Sie mit lebenslänglichen Ketten begnadigte; Sie wären von 200,000 Menschen mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ empfangen worden, und dann plötzlich genöthigt, Radetzky in Mailand und Cavaignac in Paris zu sehen; Sie wären wieder Flüchtling oder Arrestant und hätten nicht einmal den Trost, das Alles auf die Rechnung der brutalen Gewalt zu setzen; im Gegentheil, Sie sähen, wie Barbes, ein Volk vor sich, das sich selbst verräth und das jetzt eben so stürmisch aufgeregt ist, um zu entscheiden, wem man das Messer in die Hände geben soll, um die letzte Freiheit zu morden: — sagen Sie, hätten Sie dann bescheiden und gründlich zu reflektiren angefangen, bis wie weit die Gedanken des Menschen verpflichtend und wo die Grenzen zwischen dem menschlichen Willen und der objektiven Welt sind? Nein! Sie hätten Ihr Volk verflucht. Die Liebe hätte sich in Haß umgewandelt, ja noch mehr, in Verachtung. Sie würden vielleicht mit Ihrem ganzen Atheismus in ein Kloster gegangen sein.

A— — Das wäre ein Beweis, daß auch ich schwach bin; die Bestätigung dessen, daß alle Menschen schwach sind und daß der Gedanke nicht nur für die Welt, sondern auch für den Menschen verbindliche Kraft hat. Aber verzeihen Sie, ich kann Ihnen nicht erlauben, unser Gespräch auf die Subjektivitäten zu reduziren. Ich werde Ihnen nur Eins im Vorbeigehen sagen: Ja, ich bin ein Zuschauer, das ist weder meine Rolle noch meine Natur, das ist meine Position. Ich habe sie begriffen und das ist mein Glück. Wir werden einmal von uns sprechen, jetzt erlauben Sie mir, bei der Sache zu bleiben. Sie sagen, daß ich

das Volk verflucht und verachtet hätte. Vielleicht; jedenfalls aber wäre es sehr dumm. Die Völker, die Massen sind Elemente, Ozeaniden, ihr Weg ist der Weg der Natur überhaupt. Sie sind deren nächste Nachfolger, sie werden von dunkeln Instinkten, von Leidenschaften getrieben, worüber sie sich keine Rechenschaft geben können. Hartnäckig bewahren sie, was sie einmal erarbeitet haben, wenn es auch schlecht ist. In die Bewegung hineingerissen, reißen sie Alles mit sich fort, zerschlagen Alles, was sie auf dem Wege finden, sollte es auch gut sein. Das ist die Prozession vom indischen Götzen. Alle, die ihm begegnen, werfen sich unter seinen Triumphwagen, und die Ersten, die zermalmt werden, sind immer die hingebendsten Götzendiener. Es ist absurd, die Völker zu beschuldigen; sie haben immer Recht, denn immer handeln sie den Umständen und ihrer Vergangenheit angemessen, auf ihnen ruht gar keine Verantwortlichkeit für das Gute und Böse, das sie vollbringen, sie sind Thatsachen, wie die gute Ernte und die Mißernte, wie eine Eiche und ein Strohhalm. Verantwortlichkeit kann nur da sein, wo Bewußtsein und Wahl ist, die Verantwortlichkeit liegt eher auf der Minorität, die den begriffenen Gedanken ihrer Zeit vorstellt. Zwar ist sie in der That auch nicht Schuld, überhaupt ist der juridische Standpunkt nur bei einem Gerichtshofe zulässig und eben deshalb sind alle Gerichtshöfe zu nichts nütze. Verstehen und Verurtheilen ist beinahe ebenso absurd, als nicht Verstehen und Hinrichten. Hat denn die Minorität verschuldet, daß die ganze historische Entwickelung, die ganze frühere Civilisation nur für sie stattfand, daß ihr Verstand sich auf Kosten des Blutes und des Gehirns der Andern entwickelt hat, daß er in Folge dessen vor den verwilderten, unentwickelten und unter der Last schwerer Arbeiten erdrückten Völkern so weit vorausgeeilt ist? Da kann von keiner Schuld die Rede sein, hier ist die tragische fatalistische Seite der Geschichte. Der Reiche ist nicht verantwortlich für den Reichthum, den er in seiner Wiege fand, der Arme nicht für seine Armuth; Beide sind beleidigt von der Ungerechtigkeit und Zufäl-

ligkeit, die den Menschen so empören, daß ihre Gaben gar keine Gaben mehr sind. Wenn wir das Recht haben, zu fordern, daß die Proletarier uns unsern illegalen Besitz, unsere Superiorität und Entwickelung verzeihen, weil wir an alle dem unschuldig sind, weil wir arbeiten, um mit Bewußtsein die Folgen einer unbewußten Sünde zu verbessern; so haben wir gar kein Recht, zu fluchen und das Volk zu verachten, welches zu einem Caspar Hauser wurde, damit wir die Möglichkeit finden, Dante zu lesen und Beethoven zu spielen. Das Volk deshalb verachten, weil es uns nicht versteht, uns, die wir das Monopol des Begreifens genießen, das ist ja eine widerwärtige neronische Grausamkeit. Erinnern Sie sich, wie die Dinge standen. Eine gebildete Minorität, nachdem sie lange Zeit in ihrer exclusiven Stellung, in ihren aristokratischen, literarischen, artistischen und gouvernementalen Kreisen geschwelgt hatte, empfand am Ende Gewissensbisse, erinnerte sich der vergessenen Brüder, der Gedanke der Ungerechtigkeit des gesellschaftlichen Lebens, der Gleichheit, flog durch die besten Köpfe des vorigen Jahrhunderts wie ein elektrischer Funke. Literarisch, theoretisch hatten die Menschen die Ungerechtigkeit verstanden, literarisch wollten sie auch das Uebel beseitigen. Diese Buße der Minorität hat man Liberalismus genannt. Er wollte mit dem besten Willen das Volk für die tausendjährige Erniedrigung entschädigen und deswegen proklamirte er dasselbe als souverän, d. h. forderte gleich, daß jeder arme Bauer und Bürger auf einmal zu einem politischen Menschen sich emporschwänge und die verwirrten Fragen einer halb freien und halb sklavischen Gesetzgebung begriffe. Er forderte, daß der arme Mann seine Arbeit, d. h. sein Stück Brod, verlassen und, ein neuer Cincinnatus, sich den öffentlichen Angelegenheiten widmen sollte. An's Brod hat der Liberalismus nie ernstlich gedacht, er ist zu romantisch, als daß er auf solche grobe Bedürfnisse Rücksicht nehmen könnte. Der Liberalismus wollte lieber ein Volk erdichten als das wahre Volk studiren, aus Liebe hat er ebenso viel über's Volk

gelogen, als man früher aus Haß log. Er schuf sich also sein Volk a priori, construirte es nach den Reminiscenzen aus dem Gelesenen, zog ihm die römische Toga und Hirtenkostüme an, die er aus einem corps de ballet genommen hatte. An's wirkliche Volk dachten die Liberalen wenig, es lebte, arbeitete, litt überall vor ihren Augen, und sie kannten es nicht einmal soweit als seine natürlichen Feinde, die Pfaffen und die Legitimisten. So blieb das Schicksal des wirklichen Volkes unverändert, dafür aber wurde das eingebildete Volk zu einem Idol, zu einem Mythus der neuen politischen Religion. Das heilige Oel, mit welchem man die Stirne der Könige salbte, wollte man auf die von der Sonne verbrannte, von Mühen gefurchte und saurem Schweiß feuchte Stirn des Volkes gießen. Ohne die Hände und den Verstand desselben zu befreien, setzte der Liberalismus es in effigie auf den Thron, machte ihm weiß, daß es der Souverän sei, beugte sich vor ihm, behielt aber die ganze Gewalt in seinen eignen Händen. Das Volk handelte ebenso wie früher einer seiner poetischen Repräsentanten, Sancho Pansa, es entsagte einem Scheinthron oder es nahm ihn vielmehr gar nicht an. Jetzt beginnen wir die falsche Lage beider Theile zu verstehen, d. h. wir betreten einen andern Weg, wir müssen ihn Jedem zeigen, aber warum sollen wir beim jedesmaligen Rückblick unsern Vorgängern Vorwürfe machen? Nicht nur, daß ich das Volk nicht beschuldige, ich beschuldige selbst die Liberalen nicht. Größtentheils liebten sie das Volk, brachten sie viele Opfer für ihre Ideen, und das ist immer anzuerkennen; unglücklicherweise befanden sie sich auf einem falschen Wege, vielleicht stand es nicht ganz in ihrer Macht, ihn zu wählen; man kann sie mit den Naturalisten der vergangenen Epoche vergleichen, die das Studium der Natur in Herbarien, Museen und anatomischen Theatern angefangen und beendigt haben. Alles, was sie vom Leben kannten, war der Cadaver, die Form, die Spur des Lebens. Ehre denen, die auf den gesunden Gedanken kamen, ihren Reisesack zu nehmen, die über die Berge und Meere gin-

gen, um die Natur und das Leben auf der That zu ergreifen; dessenungeachtet werden wir nicht durch ihren Erfolg und durch ihren Ruhm die Arbeiten eines Linné und seiner Schüler verdunkeln. Die Liberalen lebten ewig in großen Städten und in kleinen Kreisen, Menschen der Journale, der Bücher, der Clubbs, haben sie nie die Volksmassen gekannt, sie haben sie nach historischen Quellen und Journalen, und nicht nach dem Dorfe, dem Markte studirt. Mehr oder weniger sind wir Alle daran schuld, daher kommen Mißverständniß, betrogene Hoffnungen, Aergerniß und am Ende Verzweiflung. Wären sie z. B. mehr mit dem innern Leben des französischen Volkes bekannt, sie würden nicht erstaunt sein, daß der Mann aus dem Volke beinahe überall für einen Bonaparte votiren will, sie hätten gewußt, daß der französische Bauer gar keinen Begriff von der politischen Freiheit der Republik hat, daß er aber großen Nationalstolz besitzt, die Napoleoniden liebt und keine Bourbonen will. Diese rufen ihm die Frohndienste, die Bastille und den privilegirten Adel, jene dagegen die Erzählungen alter Soldaten, die französischen Siege, die Lieder von Beranger ins Gedächtniß zurück; er erinnert sich, wie zu den Zeiten des Kaiserreiches sein Nachbar, ein Bauer wie er, als Oberst oder General mit dem Großkreuz der Ehrenlegion auf der Brust zurückkehrte, und eilt, seine Stimme dem Neffen zu geben.

[illegible]. J. — — Ja, das ist wahr, Eins nur kann ich nicht verstehen. Wenn das Volk ein so gutes Gedächtniß hat, warum hat es denn die andere Seite des napoleonischen Despotismus vergessen, die Conskriptionen, das tyrannische Walten seiner Präfekten und aller seiner Beamten?

[illegible]. A. — — Das ist sehr einfach. Für den gemeinen Mann kann der Despotismus keine Charakteristik des Kaiserthums oder überhaupt einer historischen Epoche liefern, für ihn waren ja alle Regierungen despotisch, wie kennt er z. B. die Republik, die man zur Belustigung der „Reform" und zum Vortheil des „National" proklamirt hat? Er kennt sie aus der 45 Centimesteuer,

aus den Deportationen, aus der gewaltsamen Entfernung der armen Arbeiter aus Paris, denen man in den Departements keinen Paß gibt, wenn sie dort kein Brod finden. Das Volk überhaupt ist kein Philolog. Das Wort Republik macht ihm keine Freude, seine Last wird dadurch nicht leichter; durch das Wort Kaiserthum, Napoleon wird es elektrisirt, aber weiter geht es auch nicht.

— — Faßt man Alles in dieser Weise auf, so wird man am Ende nicht nur aufhören, sich zu ärgern und zu handeln, sondern sogar der Wunsch, thätig zu sein, wird erlöschen.

— — Meiner Meinung nach ist, wie Sie wissen, Begreifen schon Handeln. Ja, Begreifen heißt ein Mittel erwerben, das Geheimniß des Handelns zu errathen, Begreifen heißt Helfen. Es scheint Ihnen, daß wenn Sie Ihre Umgebungen erkennen und begreifen lernen, Ihr Wunsch nach Thätigkeit verschwinden werde. Der richtige Schluß daraus wäre ja der, daß Sie nicht nöthig hätten, das zu thun, was Sie thun wollten. Suchen Sie sich eine andere Arbeit; falls Sie keine äußere finden, finden Sie vielleicht eine innere. Sonderbar ist der Mensch, der, wenn er zu thun hat, nichts thut, noch sonderbarer aber der, welcher, ohne einen äußern Wirkungskreis zu haben, handelt. Die Arbeit ist kein Knäuel, den man einer kleinen Katze hinwirft, um sie zu beschäftigen, sie bestimmt sich nicht nur nach dem subjektiven Willen, sondern auch nach der objektiven Forderung.

— — Ich habe niemals daran gezweifelt, daß man immer denken kann, und verwechselte ebenso wenig die erzwungene Unthätigkeit mit der Gedankenlosigkeit. Ich wußte recht gut, Sie würden mit anderen Worten doch zu demselben Resultate kommen, daß uns bei der ganzen Sehnsucht zu handeln, bei der Bereitwilligkeit zur Arbeit, bei unserer ganzen thätigen Liebe zur Menschheit nichts übrig bleibt, als müßig zu reflektiren.

— — Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß um thätig in die Ereignisse einzugreifen, es nicht hinreicht, subjektive Sehn=

sucht und die Liebe zur Menschheit in sich zu tragen. Geben Sie Acht, wie das Alles unbestimmt und schimmernd ist. Was ist die Liebe zur Menschheit für ein Trieb zur Thätigkeit; was ist überhaupt die Menschheit? Das Alles sind die veralteten christlichen Tugenden und Begriffe, die auf dem Herde des Idealismus wieder aufgewärmt sind. Der Mann aus dem Volke liebt seine Landsleute, das kann ich verstehen, der Christ spricht von der Liebe zu seinem Nächsten, das verstehe ich auch; aber solch' eine Liebe, die Alles aufnimmt, was aufgehört hat, Affe zu sein, von den Eskimos und Hottentotten über den Dalailama bis zum Papste, geht über mein Verständniß. Sie ist zu breit und Moliere's Misanthrop hatte freilich nicht ganz Unrecht, wenn er sagte:

L'ami du genre humain ne peut être le mien!

Sollten Sie unter dieser Liebe die Liebe verstehen, die der Mensch zur Natur, überhaupt zum Weltall hat, so kann eine solche Liebe nicht thätig sein. Instinkt oder tiefes Verständniß der Sie umgebenden Verhältnisse und Ihrer Zeit kann Sie allein zu einer wirklichen Thätigkeit führen; Ihren Instinkt haben Sie verloren, verlieren Sie noch Ihre scholastisch-abstrakte Weltanschauung und versuchen Sie einmal der Wahrheit mit Resignation in die Augen zu schauen, dann werden Sie selbst sehen, welche Thätigkeit nothwendig ist und welche nicht, welche Thätigkeit für Sie möglich und wie sie Ihnen möglich ist. Wollen Sie eine in der Gegenwart wurzelnde politische Thätigkeit? Sie brauchen nur Marrast oder Odilon-Barrot zu werden, so wird die Thätigkeit Ihnen zuvorkommen. Aber Sie wollen das auch nicht, denn Sie sehen recht gut ein, daß ein ordentlicher Mensch jetzt allen politischen Interessen gänzlich fremd ist, daß er weiter vorgeschritten ist als diese, daß er in vollem Ernste nicht über Dinge urtheilen kann, als da sind, ob man einen Präsidenten braucht oder nicht, ob man einer Versammlung das Recht geben kann, Menschen auf die Pontons zu schicken oder nicht. Denken Sie einen Monat oder ein Jahr darüber nach, was besser ist, Na-

poleon oder Cavaignac, und Sie werden nicht zur Entscheidung gelangen, denn sie sind, wie die Kinder zu sagen pflegen, beide schlechter. Und die Nebenbuhlerei dieser Menschen ist die Frage, die augenblicklich ganz Frankreich beschäftigt! — Können Sie sich denn wirklich mit der ganzen Fülle Ihres Wesens für die Montagne eines Ledru-Rollin, für die Opposition der Frankfurter Gesellschaft oder für die Holsteinische Frage interessiren? Alles dieß ist den Göttern geweiht, die eine und die andere Seite muß untergehen, der Tod lauert hinter ihren Schultern. ...... Was macht der Priester, wenn er zum Sterbenden kommt? Er kurirt ihn nicht, er widerspricht nicht seinen Fieberträumen, er liest ihm einfach das Sterbegebet vor. Nun, lesen Sie auch dieser Welt das Sterbegebet, lesen Sie ihr das Todesurtheil, die Vollziehung schreitet nicht nach Tagen, sondern nach Stunden, und keiner der Verurtheilten, weder der Absolutismus des Petersburger Czaren, noch die Freiheit der Pariser Republik wird dem Beile entwischen. Kündigen Sie ihnen das ohne Erbarmen an. Ueberzeugen Sie die leichtsinnigen Menschen, die jetzt dem Sturze des östreichischen Kaiserthums applaudiren und für das Schicksal der bourgeoisen Republik erzittern, daß dieser Sturz ein ebenso großer Schritt zur Befreiung der Völker wäre, als der Sturz Oesterreichs. Wir brauchen keine Ausnahmen, keine Schonung, die Zeit der Nachsicht ist noch nicht gekommen. Sagen Sie mit den reaktionären Liberalen, daß die Amnestie erst für die Zukunft paßt. Es ist Zeit, alle Feinde der Entwickelung der Wahrheit mit einem Strick zusammen zu binden, wie man die Arrestanten zusammenbindet, um sie durch die Straßen zu führen, damit Allen die große Solidarität zwischen dem französischen Code und den russischen Ukasen, zwischen Lamartine und Radetzky einmal klar werde, und das wird den Völkern eine große Lehre sein. Wer von den Denkenden nach all' diesen gräßlichen Ereignissen diese Solidarität noch nicht versteht, wer jetzt noch nicht nüchtern geworden ist, der wird sein Lebelang nicht nüchtern und wird

wie ein Ritter Toggenburg des Liberalismus und ein Lafayette sterben. Der Wohlfahrtsausschuß richtete die Menschen mit blutendem Herzen hin, unser Schicksal ist milder, wir haben nur den Beruf, die verrosteten Gesetze hinzurichten, den Glauben an das Bestehende auszurotten, die Hoffnung auf das Fortbestehen des Alten zu vernichten, an allem Heiligen zu rütteln, unbarmherzig, wie Fouquier-Tinville. Unser Lächeln, unsern Gruß nur dem Werdenden, nur dem Morgenrothe! Und sollten wir nicht fähig sein, seine Stunde zu beschleunigen, so haben wir doch den Nichtsehenden sein Herannahen anzuzeigen.

— — Wie jener alte Bettler auf dem Vendomeplatz, der in jeder Nacht nichts Besseres zu thun weiß, als dem Vorübergehenden sein Teleskop anzubieten, um die fernen Sterne zu betrachten.

— — Ihr Gleichniß ist sehr schön; ja, zeigen Sie jedem Vorübergehenden, wie die Wellen der rächenden Sündflut immer näher und näher kommen, und zeigen Sie ihnen von Weitem die weiße Welle der Arche. Da ist Ihre That, da ist Ihr Handeln! Wenn Alles ertrinken wird, wenn Alles, was unnütz und alt ist, sich in der salzigen Flut auflösen, wenn das Wasser abnehmen und die Arche einmal stehen bleiben wird, dann erst eröffnet sich den Menschen ein anderes Handeln, eine andere Thätigkeit; jetzt nicht!

Paris, den 1. Dezember 1848.

III.

CONSOLATIO.

Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein.

Göthe's Tasso.

III.

Consolatio.

Unter den Umgebungen von Paris gefällt mir Montmorency am besten. Zwar tritt dort den Augen nichts Hervorragendes entgegen, man findet weder gepflegte Parks, wie in St. Cloud, noch Boudoirs aus Bäumen, wie in Trianon, aber man kann sich von dem Orte nicht trennen. Die Natur ist in Montmorency außerordentlich einfach, sie gleicht denjenigen Frauengesichtern, welche Einen nicht beim ersten Anblick in Erstaunen und Bewunderung versetzen, sondern unbemerkt und um so gewaltiger durch ihren graziösen Ausdruck fesseln. In solch' einer Natur, in solchen Gesichtern liegt gewöhnlich etwas Rührendes, Beruhigendes, und eben für diese Ruhe, für diesen Tropfen Wasser auf des Lazarus brennende Zunge ist der ewig erschütterte, empörte und gebrochene Mensch unserer Tage am dankbarsten. Ich erholte mich ein paarmal in Montmorency und bin ihm deswegen dankbar. Dort findet sich ein großer Wald, eine weite und schöne Aussicht und eine Ruhe, wie sie sonst nirgends um Paris herum herrscht. Ich weiß nicht warum, aber dieser Wald und nur dieser Wald erinnerte mich immer an unsere russischen Wälder. Mir war, als röche ich den Rauch von den Kornriegen der Bauern, als sähe ich

die lange Häuserreihe eines russischen Dorfes, als ginge ich durch den breit ausgehauenen Wald, zum herrschaftlichen Schlosse. Und wird man glauben, daß mir traurig zu Muth wurde, als ich, nach einigen Minuten an einer offenen Stelle heraustretend, anstatt Zwenigorod *) Paris sah und anstatt der kleinen Fensterchen des Landpfarrers oder Communalschreibers das Fenster erblickte, durch welches J. J. Rousseau so lange und so trübe geschaut hat?

Zu eben diesem Hause begaben sich eines Tages zwei Personen. Sie kamen aus dem Walde. Die eine von ihnen, eine noch jugendliche Dame, war ganz in Trauer gekleidet, die andere, ein Mann von mittleren Jahren, aber frühzeitig ergraut, schritt an ihrer Seite einher. Der Ausdruck ihrer Gesichter erschien ernst und ruhig; — gibt doch eine lange Gewohnheit, sich zu konzentriren und ein an Gedanken und Ereignissen reiches Leben den Gesichtszügen einen eigenthümlich edlen Ton. „Da steht das Haus Rousseau's", sagte der Mann, indem er auf ein kleines Gebäude mit drei Fenstern zeigte. Sie blieben stehen. Ein Fenster, dessen Vorhang sich im Winde bewegte, war etwas geöffnet.

— — Diese Bewegung des Vorhangs, bemerkte die Dame, bringt eine unwillkürliche Angst in meine Seele, es scheint mir, daß jetzt gleich der argwöhnische und erbitterte alte Mann den Vorhang zurückschieben und uns drohend fragen wird, weshalb wir hier stehen. . . . . Wie doch Alles sonderbar ist! Wem könnte, wenn er das friedliche, von Grün umringte Häuschen sieht, wohl einfallen, daß es ein Prometheusfelsen für einen großen Mann war, dessen Schuld nur darin bestand, daß er die Menschen zu sehr liebte, zu sehr an sie glaubte, ihnen mehr Gutes wünschte als sie sich selbst wünschten. Seine Zeitgenossen konnten ihm nicht verzeihen, daß er ihre geheimen Gewissensbisse offen ausgesprochen, und entschädigten sich mit einem

*) Ein kleines, fünfzig Werst von Moskau gelegenes Städtchen.

erkünstelten Lachen der Verachtung — und er, der Gutmüthige, war dadurch beleidigt. Sie betrachteten den Poeten der Bruderliebe und Freiheit wie einen Wahnsinnigen, sie fürchteten die Vernunft in ihm anzuerkennen, denn es hieße ja ihre eigene Thorheit anerkennen — und er weinte um sie. Für ein ganzes Leben der Hingebung, des leidenschaftlichen Strebens zu helfen, zu lieben, geliebt zu sein und zu befreien nur vorüberfliegende Sympathieen und beständige Kälte, hochmüthige Beschränktheit, Verfolgung und Klatschereien einzuernten — welch' ein Schicksal! Zart und grübelnd von Natur konnte er sich nicht unabhängig von dieser Misere machen und verlöschte allmälig von Allen verlassen, kränklich und arm. Und als Antwort auf dieß Lechzen nach Sympathie und Liebe blieb ihm nur eine Therese! In ihr war für ihn alle Wärme, jede Herzensbeziehung konzentrirt, in einer Therese, die es nie so weit bringen konnte, nach der Uhr sehen zu lernen, in ihr, einem Wesen voller Vorurtheile, vulgar, wie die Engländer sagen. Ohne selbst zu wissen, was sie machte, zog sie Rousseau's Leben hinunter in den beschränkten Argwohn, in die spießbürgerlichen Klatschereien, und entfremdete ihn am Ende seinen letzten Freunden. O wie viel bittere Minuten verbrachte er, sich auf diese Fensterbank lehnend! Dem armen Greise blieb nichts als die Natur, und sie bewundernd und preisend schloß er lebensmüde und gramgebeugt die Augen. Man sagt, daß er sogar den Moment der Ruhe etwas beschleunigte; dießmal hat Sokrates für die Sünde des Wissens, für die Schuld der Genialität sich selbst hingerichtet. Wenn man ernst in Alles blickt, was sich ereignet, so wird es oft ekelhaft zu leben. Es ist ja Alles widerwärtig und dazu unverzeihlich dumm; die Menschen sind sehr beschäftigt, haben keine Minute Rast, und das Alles ist Wahn. Andere wollen sie zur Vernunft bringen, aufhalten, ihnen Heil schaffen; dafür kreuzigt und verfolgt man sie, und das Alles wie in einem Fieber, ohne daß man sich auch nur Rechenschaft abzulegen versuchte. Die Wellen heben sich empor, eilen, wirbeln ohne Ziel, ohne Noth. Dort zerschlagen

sie sich mit Wuth an einem Felsen, hier untergraben sie ein Ufer, und wir stehen mitten im Strudel, ohne die Möglichkeit uns ihm zu entreißen. Ich kenne, lieber Doktor, Ihre Ansichten, Sie sehen das Leben mit andern Augen an, Sie ärgern sich nicht darüber, denn Sie suchen ja nur ein physiologisches Interesse, Sie sind ein großer Optimist, denn Sie fordern sehr wenig. Manchmal bin ich mit Ihnen einverstanden. Dann wieder verwirren Sie mich mit Ihrer Dialektik; aber das Herz empört sich, sobald es nur an den Fragen Antheil nimmt, sobald nur die allgemeinen Sphären, wo Alles schon aufgeschlossen und ruhig daliegt, in die lebendige Individualität eingreifen; die Indignation, die eine Minute lang unterdrückt war, wacht von Neuem auf und man ist nur über das Eine unwillig, daß man nicht hinlängliche Kräfte findet, um die Menschen zu hassen für ihre faule Seelenlosigkeit, für ihre Widerspenstigkeit, sich höher und edler zu machen. Könnte man sich nur gänzlich von ihnen abwenden, dann möchten sie in ihrem Polypenstock hinter unserm Rücken anfangen, was sie wollen. Laßt sie dahin leben, heute wie gestern im selben Schlendrian, laßt sie gedankenlos aufs Wort glauben, was sie thun sollen und was nicht, und dann noch ihrem eigenen Katechismus auf Schritt und Tritt untreu werden.

— — Ich glaube nicht, daß Sie gerecht sind. Sind denn die Menschen für Ihr großes Zutrauen zu ihnen verantwortlich? Sind sie schuldig, daß Sie einen poetisch-idealen Begriff von ihrem sittlichen Werthe haben?

— — Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen. Ich äußerte jetzt eben das ganz Entgegengesetzte. Ich glaube, daß es nicht viel Vertrauen zu den Menschen zeigt, wenn man sagt, daß sie für ihre Propheten nichts als eine Folterbank und später höchstens unnütze Reue haben, daß sie bereit sind, sich wie wilde Thiere auf denjenigen loszustürzen, der an die Stelle ihres Gewissens tretend, ihre Sünden auf sich nehmend, sich untersteht, ihr Bewußtsein zu wecken.

— — Ja, das ist recht, aber Sie haben die Quelle Ihrer Indignation vergessen, Sie ärgern sich über die Menschen wegen vieler Dinge, die sie nicht gemacht haben und nicht machen, weil Sie sie aller vortrefflichen Eigenschaften für fähig halten, zu welchen sie sich selbst entwickelt haben oder entwickelt sind. Größtentheils hatten die Menschen keine solche Entwickelung. Ich ärgere mich nicht, denn ich erwarte auch nichts Anderes von den Menschen als was sie thun; ich sehe weder Grund noch Recht, von ihnen etwas Anderes zu fordern, als was sie leisten können, und sie können eben das leisten, was sie leisten; mehr zu fordern, sie zu beschuldigen, ist nach meiner Meinung ein Fehler, eine Ungerechtigkeit und ein Zwang. Wir sind freilich daran gewöhnt, wir sind nur gerecht gegen die Wahnsinnigen und die gänzlichen Idioten, wir rechnen ihnen nicht die schlechte Organisation ihres Gehirns zur Schuld an, wir verzeihen ihnen die natürlichen Mängel, während wir an die Andern die unerträglichsten moralischen Anforderungen stellen. Weswegen erwarten wir denn von Jedem, der uns auf der Straße begegnet, exemplarische Tugenden, außerordentliches Begreifen? Ich verstehe das nicht. Man kann sich das nur durch die Gewohnheit erklären, Alles zu idealisiren, das Leben nach dem todten Buchstaben, die Leidenschaft nach dem Codex, das Individuum nach dem Gattungsbegriffe, kurz Alles von einer abstrakten Höhe herab zu beurtheilen. Ich betrachte die Welt als Arzt. Der ärztliche Standpunkt ist ein dem richterlichen total entgegengesetzter. Der Arzt lebt in der Natur, in der Welt der Thatsachen und Erscheinungen, er lehrt nicht, er lernt, er rächt sich nicht, sondern bemüht sich, zu verstehen; sieht er Leiden oder Gebrechen, so sucht er deren Ursache und Zusammenhang, sucht Mittel in derselben Welt der Thatsachen; findet er sie nicht, so zuckt er bedenklich die Achseln, ist traurig über seine Ignoranz, aber denkt nicht daran, zu strafen, zu zanken, denn das wäre lächerlich. Der Standpunkt des Richters ist viel einfacher, eigentlich darf

er gar keinen Gesichtspunkt haben, und nicht umsonst stellt man die Themis mit verbundenen Augen dar. Je weniger sie vom Leben sieht, desto gerechter ist sie, sollte selbst unser Einer das gerade Gegentheil mit den Fingern und Ohren noch sehen können. Ich bin weder Optimist noch Pessimist, ich sehe zu, betrachte ohne eine vorbereitete Theorie, ohne ein antizipirtes Ideal und beeile mich nicht mit dem Urtheil. Ganz einfach, ich bin bescheidener als Sie.

— — Wenn ich Sie richtig verstanden habe, so finden Sie die kleinlichen Verfolgungen und Verläumdungen, mit denen seine Zeitgenossen dem Rousseau das Leben verbitterten, ganz natürlich. Sie erlassen ihnen ihre Sünde, das ist sehr barmherzig; ich weiß nur nicht, ob es eben so gerecht und sittlich ist.

— — Um Sünden zu vergeben, muß man vorher beschuldigen und das habe ich nicht gethan. Wenn Sie übrigens wollen, werde ich Ihren Ausdruck annehmen; ja, ich erlasse Ihnen das Böse, was Sie gethan haben, sowie Sie dem kalten Winde, der vor einigen Tagen Ihre Kleine erkältet hat, vergeben. . . . . Kann man sich über Thatsachen ärgern, die beinahe unabhängig von unserem Bewußtsein sind? Zwar fallen sie manchmal sehr schwer auf uns, aber sie zu beschuldigen, wird uns nicht helfen, wird uns nur verwirren und auf falsche Wege bringen. Als Sie mit mir bei der Wiege Ihrer Kleinen saßen und das Fieber sich so stark entwickelte, daß mir selbst etwas bange wurde, war es mir unendlich wehmüthig, Sie und die Kranke zu sehen, denn Sie litten damals so viel; aber anstatt die schlechte Mischung des Blutes zu verfluchen und voll Haß die Gesetze der organischen Chemie herunter zu machen, dachte ich an ganz etwas Anderes, namentlich daran, wie die Möglichkeit zu begreifen, zu fühlen, zu lieben, anhänglich zu sein nothwendig die entgegengesetzte Möglichkeit des Unglücks, der Leiden, der Verluste, der sittlichen Beleidigungen nach sich zieht. Je zarter, je feiner sich unser inneres Leben entwickelt, desto zer-

störender, schrecklicher ist ihm das willkürliche Spiel des Zufalls, auf welchem doch gar keine Verantwortlichkeit für seine Schläge ruht.

— — Ich selbst habe nie daran gedacht, die Krankheit zu beschuldigen; kann man sich über die bewußtlose Natur ärgern?

— — Ich glaube, daß man sogar über die halbbewußte sich nicht ärgern kann. Gehen Sie einmal in Ihre Lage ein. Es gibt keine beklagenswerthere, unfreiere Lage als die des Kampfes zwischen der Vorahnung des Lichtes und der Gewohnheit der Finsterniß, zwischen dem thierischen Instinkte und dem menschlichen Begreifen. Die größte Zahl des menschlichen Geschlechts befindet sich in eben dieser Situation. Sie nehmen als Norm sorgsam gepflegte Blumen, die sich besonders gut in einem Treibhause entwickelten, und ärgern sich, daß die Feldblumen nicht so schön sind. Das ist nicht nur ungerecht, sondern auch grausam. Können Sie sich vorstellen, daß, wenn der größte Theil der Menschen ein helleres Bewußtsein gehabt hätte, sie dann in dieser armseligen Lage länger blieben? Betrachten Sie das menschliche Treiben, so werden Sie gar leicht erkennen, daß sie nicht nur Andern, sondern auch sich selbst Schaden zufügen, und darin liegt gerade der Beweis für ihren Mangel an Bewußtsein. Die Gewohnheit leitet die Menschen mehr als der Verstand, sie sterben vor Durst neben einem Brunnen und vermuthen nicht, daß dort Wasser ist, weil Väter und Großväter ihnen das nicht gesagt haben. Die Menschen waren übrigens immer so, und die Verwunderung muß endlich aufhören; man konnte sich wirklich von den Zeiten Adams an daran gewöhnen. Diese Indignation gegen die Menschen ist derselbe Romantismus, welcher die Poeten ihren Körper und die Materie verachten ließ. Sie können sich ärgern, so viel Sie wollen, die Natur werden Sie doch nicht umgestalten, sie hat ihren eigenen Weg und es ist sehr schwer, sie davon abzulenken. Geben Sie sich die Mühe, diesen Weg kennen zu lernen, so

werden Sie den moralisch beurtheilenden Standpunkt verwerfen und eine Macht gewinnen. Dieser moralische Standpunkt gehört zu den niedrigsten Stufen des Begreifens und der Bildung. Freilich schmeichelt es der Eitelkeit, monthyonische Prämien oder strenge Verweise zu ertheilen, indem wir uns selbst als Maßstab hinstellen und außer Acht lassen, daß wir uns in einer ganz anderen Lage als die Beurtheilenden befinden. Die Menschen gingen so weit, daß sie diese Auffassung in die Natur hineintragen wollten und allerlei Thieren und Vögeln einen schlechten oder guten Ruf machten. Sie haben gesehen, daß ein Hase läuft, wenn er einer unabwendbaren Gefahr entgehen will, und haben ihn als feig ausgeschrieen. Sie haben gesehen, daß der Löwe, der zwanzigmal größer und kräftiger als der Hase ist, nicht nur vor dem Menschen nicht fortläuft, sondern ihn manchmal auffrißt, und haben ihm den Ruf eines Helden gemacht. Und der Hase ist ebensowenig niederträchtig feig als der Löwe großmüthig tapfer, als ein Esel vollendet dumm ist. Das Alles hat gar keinen Sinn. Man kann doch diesen Standpunkt der äsopischen Fabeln bei Beurtheilung des menschlichen Treibens nicht mehr beibehalten, man muß sich zu einer einfacheren, klareren und ruhigeren Anschauungsweise emporarbeiten. — Sie erwähnten die Leiden von Rousseau. Ja, er war sehr unglücklich, das ist wahr; aber es ist auch wahr, daß die Leiden immer eine außerordentliche Entwickelung begleiten. Eine geniale Natur kann nur nicht leiden, wenn sie sich entweder in sich selbst oder in den Sphären der Wissenschaft und der Künste konzentrirt, leidet aber immer in praktischen Sphären. Die Sache ist gar nicht so schwer zu verstehen. Solche exzentrische Naturen, wie sie in die gewöhnlichen menschlichen Verhältnisse eintreten, zerstören das Gleichgewicht. Die Zustände, in welchen sie leben, sind ihnen unerträglich und eng; für einen andern Wuchs, für andere Schultern berechnet, für welche sie oft nothwendig sind, drücken sie den kolossalen Menschen zusammen; Alles, was früher in kleine Theile zerstreut diesen oder jenen drückte,

Alles, was dem Einen oder Andern bedenklich schien, ohne daß die Menschen sich dagegen zu sträuben wagten, wächst zu einem unerträglichen Leiden in der Brust eines kräftigen Mannes; es wird zu einem drohenden Proteste, zu einem offenen Hasse, zu einer muthigen Aufforderung zum Kampfe. Daher eine unumgängliche Kollision mit den Zeitgenossen. Die Masse steht verachtet, was sie ehrt, und wirft Steine auf den Frechen, bis sie am Ende merkt, daß er Recht hatte. Ist denn der geniale Mensch schuldig, daß er höher als die Masse steht, und ist die Masse schuldig, daß sie ihn nicht gleich begreifen kann?

— — Und Sie finden diese Lage der großen Mehrzahl der Menschen normal, und Sie glauben, daß dieser Blödsinn, dieser moralische Verfall so sein muß? Nein, Sie spaßen sicherlich.

— — Wie denn anders? Es zwingt die Leute ja nichts, so zu handeln, sie folgen ihrem naiven Willen. Ueberhaupt sind die Menschen im praktischen Leben weniger Lügner und ihrer Natur treuer, als in ihren Reden. Den besten Beweis ihrer offenherzigen Einfalt sehen Sie in der Bereitwilligkeit, mit welcher sie eine von ihnen als solche erkannte Unthat bereuen. Sie haben Christus gekreuzigt, und als sie erkannten, daß sie schmählich gehandelt, warfen sie sich gleich vor dem Kreuze nieder. Von welchem sittlichen Verfall Sie reden, begreife ich nicht, Sie müßten denn ein für allemal vom Sündenfall reden. Von wo konnte man herabfallen? Je weiter Sie zurücksehen, desto mehr Wildheit und Unverstand, desto mehr uns ganz fremde Entwickelungen, wie die chinesische oder ihr ähnliche längst verloren gegangene Civilisationen, werden Sie finden. Der Mensch entwickelt sich mehr und mehr im gesellschaftlichen Leben und diese Arbeit ist gar nicht leicht für ihn. Wenn Sie daran denken, so werden Sie sich nicht darüber ärgern, daß die Menschen den von den Stoikern und den von den Heiligen der Kirche aufgestellten Idealen der Weisheit nicht ähnlich sind. Betrachten Sie einmal die Anfänge des gesellschaftlichen Lebens, jene Zei-

ten, die keine Geschichte haben; ganze Reihen von Generationen mußten ihre Gebeine in die Erde betten, um eine kleine Strecke Landes bewohnbar zu machen! Dann gingen Jahrhunderte in unsinnigen Kämpfen vorbei, die durcheinander treibenden Kräfte gährten noch, Blutströme flossen, die Menschen starben zu Tausenden in Leiden, Mangel, fruchtlosen Anstrengungen, einer überwältigenden Arbeit — und kaum konnten sie ein armseliges Leben gewinnen und sich etwas Ruhe erkämpfen. Es ist erstaunlich, wie die Völker unter diesen drückenden Bedingungen sich bis zu dieser resignirenden Geduld, bis zu dieser friedlichen Entwickelung durchgearbeitet haben. Anstatt den Menschen Vorwürfe zu machen, weshalb nicht ein Jeder von ihnen ein Aristides oder Washington ist, kann ich mich nicht genug darüber wundern, wie wenig Böses sie thun.

— — Sie wollen mir weiß machen, Herr Doktor, daß es der Beruf der Menschen ist, Spitzbuben zu sein.

— — Seien Sie überzeugt, daß die Menschen gar keinen Beruf haben.

— — Weswegen leben sie denn?

— — So — sie sind geboren und leben. Warum überhaupt lebt Alles? Da ist eine nothwendige Grenze im Fragen. Das Leben ist Zweck und Mittel, Ursache und Wirkung. Diese ewige Thätigkeit, diese Unruhe, diese Bewegung ist die ultima ratio der Natur, weiter können wir nicht gehen. Früher suchte man die Ursache und den Zweck hoch in den Wolken oder tief in der Erde, man erhob sich und ging herunter. Jetzt hat man eingesehen, daß Alles an der Oberfläche liegt. Das Leben erreicht keinen Zweck, es realisirt alles Mögliche, ist immer bereit, weiter zu gehen, um mehr zu leben, um weiter zu leben, wenn es möglich ist. Wir halten das für einen Zweck, was die Phasen einer Entwickelung stetig fortführt; das ist aber eine Verwechselung der Begriffe. Wenn ein Kind am Leben bleibt, so wird es zu einem erwachsenen Menschen; indessen liegt das Ziel des Kindes ja nur in seinem gegenwärtigen Dasein, nicht in

der Zukunft. Man könnte ebenso gut sagen, daß der Endzweck alles Lebendigen der Tod ist, weil Alle sterben. Ich kann für das Lebende keinen andern Zweck begreifen, als das Leben selbst, den gegenwärtigen Moment.

— — Sie vergessen ein anderes Leben, das sich durch die Menschen entwickelt, aber allmälig unabhängig von ihnen wird, sie überlebt, von Generation zu Generation sich überliefert, von Jahrhundert zu Jahrhundert wächst; in diesem Leben der Menschheit entfaltet sich die beständige Sehnsucht nach Idealen, die endlich doch in der Geschichte verwirklicht werden.

— — Die Sehnsucht, auch die berechtigteste, schließt keineswegs die Verwirklichung in sich. Nehmen Sie das bei allen Völkern und zu allen Epochen einfachste und ganz allgemeine Streben nach einem materiellen Wohlstande, so müssen Sie zugeben, daß dieß Streben tief in Allem liegt, was Gefühl und Bewußtsein hat, denn es ist die Entwickelung des einfachen Instinktes der Selbsterhaltung und des Lebensgenusses, der naive Wunsch, alles Schmerzliche zu vermeiden und alles Wohlthuende aufzusuchen. Haben die Menschen, nachdem sie Jahrtausende gearbeitet, das thierisch Hinlängliche erreicht? Sie brauchen sich nur zu erinnern, daß verhältnißmäßig von allen Thiergattungen keine so viel vor Hunger stirbt, wie die Irländer. Daraus können Sie einen Schluß ziehen, wie weit die Wünsche und Bestrebungen der Menschen auf eine Verwirklichung rechnen können, besonders wenn Sie noch bedenken, daß der größte Theil von diesen Tendenzen gar nicht allgemein ist, sondern nur einer schwachen Minorität angehört.

— — Das Streben nach moralischer Unabhängigkeit, nach Freiheit überhaupt ist in dem Menschen beinahe so stark als das Streben nach materiellem Wohlsein.

— — Die Geschichte beweist das nicht. Man kann allerdings nicht läugnen, daß in einigen unter glücklichen Verhältnissen entwickelten Schichten der Gesellschaft sich beinahe immer gewisse Gelüste nach Freiheit fanden; aber sie waren unbedeutend,

wenn man die einige Jahrtausende alte Sklaverei und die gegenwärtigen socialen Einrichtungen damit vergleicht. Es gibt ausnahmsweise Naturen und Entwickelungen, welche ein fesselndes Joch unendlich schwer ertragen; aber sie sind nur seltene Märtyrer ihrer Ueberzeugungen. Die Menschheit gibt ihnen ein beständiges Dementi, sowie sie es mit Rousseau machte, der seine Verachtung der Thatsachen so weit brachte, daß er ohne zu spaßen sagte: „Der Mensch ist geboren, frei zu sein und überall ist er in Ketten."

— — Sie wiederholen diesen Schrei des Leidens und der Indignation, der aus der Seele eines freien Menschen sich herausgepreßt, mit Ironie?

— — Weil ich darin einen der Geschichte angethanen Zwang erblicke. Die vornehme Verachtung der Thatsachen ist mir unerträglich, mich beleidigt diese herrisch barsche Weise immer im Voraus das als eine gelöste Frage zu betrachten, was das Schwierigste ist. Was hätten Sie einem Menschen gesagt, der traurig mit dem Kopfe nickend Ihnen gegenüber die Behauptung aufgestellt hätte: Die Fische sind geboren zu fliegen, und ewig schwimmen sie!

— — Ich hätte ihn einfach gefragt: Warum denken Sie, daß die Fische zum Fliegen geboren sind?

— — Ah, Sie werden streng, aber mein Ichthyophil wäre bereit, Ihnen so zu antworten: Nehmen Sie das Skelett eines Fisches und Sie werden das Streben zur Entwickelung der Extremitäten in Füßen oder Flügeln sehen, er hätte Ihnen vollkommen unnöthige Knochen gezeigt, die einen Wink für die Entwickelung dieser Disposition geben, er hätte Ihnen am Ende die fliegenden Fische gezeigt, um praktisch zu beweisen, daß die Fischheit sich nicht nur nach dem Fliegen sehnt, sondern auch manchmal fliegt. Nachdem er aber diese Antwort gegeben hätte, wäre er berechtigt, Sie zu fragen: Warum fordern Sie denn keine Rechenschaft von Rousseau, wenn er Ihnen sagt, daß der Mensch geboren ist, frei zu sein, und sich darauf stützt, daß er

Zeitlebens in Ketten lag; weswegen existirt denn wirklich Alles Existirende so, wie es existiren muß, während bloß der Mensch eine traurige Ausnahme macht?

— — Sie sind ein gefährlicher Sophist, lieber Doktor, und hätte ich Sie nicht genauer gekannt, so würde ich Sie für einen ganz unmoralischen Menschen gehalten haben. Ich weiß nicht, welche überflüssigen Knochen ein Fisch hat, ich weiß nur, daß in den Fischen an Knochen überhaupt kein Mangel ist; aber das weiß ich recht gut und bin fest davon überzeugt, daß in den Menschen ein tiefes Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit liegt. Es ist wahr, oft erdrücken sie ihre innere Stimme durch die Alltäglichkeiten des Lebens und da liegt eben der Grund, weshalb ich mich unwillig über die Menschen äußerte. Und doch scheint es mir, daß ich sie in einer tröstlicheren Weise angreife, als Sie dieselben rechtfertigen.

— — Ich wußte sehr gut, daß wir nach ein paar Worten unsere Rollen vertauschen würden. Sie wollen mit Indignation die Menschen fliehen, weil sie nicht eine gewisse sittliche Höhe und Unabhängigkeit erlangen können, Sie sprachen von Menschenhaß und Einsamkeit, aber im Wesentlichen sehen Sie auf die Menschen wie auf verwöhnte Kinder, Sie sind überzeugt, daß sie eines schönen Tages sich bessern und klug und artig werden. Ich meinerseits weiß sehr gut, daß die Leute sich sehr langsam eilen, habe kein Zutrauen zu ihren außerordentlichen Fähigkeiten und noch weniger zu denjenigen Bestrebungen, welche man für sie erdichtet, bleibe daher mit ihnen im Frieden, ich nehme sie an sowie ich diese Bäume, diese Thiere annehme. Ich werde Ihnen noch mehr sagen, ich liebe die Menschen nicht weniger als die Natur. Sie sehen von einem apriorischen Standpunkte herab, und vielleicht haben Sie recht, wenn Sie sagen, daß der Mensch nach seiner Unabhängigkeit streben muß. Ich sehe pathologisch und konstatire, daß bis jetzt die Sklaverei eine beständige Bedingung der politischen Entwickelung gewesen. Daraus muß

ich schließen, entweder daß die Sklaverei ihr nothwendig war, oder daß die Menschen wenigstens keine so tiefe Abneigung dagegen haben.

— — Wie kommt es, daß ich die Geschichte eben so gewissenhaft betrachte wie Sie und zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelange?

— — Weil wir nicht dieselben Seiten in ihr wahrnehmen. Indem Sie von historischen Epochen und Völkern sprechen, reden Sie im Grunde nur von den fliegenden Fischen, ich rede einfach von den Fischen im Allgemeinen. Sie haben die Welt der Ideen im Auge, die sich von den Thatsachen unabhängig losgewunden hat, Sie betrachten nur die Reihe der Helden, die zu jeder Zeit den höchsten Gipfel des Bewußtseins ihrer Zeit vorstellen, oder die energischen Momente im Volksleben, wo die ganze Masse von einer Idee durchdrungen sich auf einmal emporrichtet, um Jahrhunderte nachher an den Errungenschaften ihrer Begeisterung zu zehren. Sie halten diese Kataklysmen, die den Wuchs der Völker begleiten, diese großen Persönlichkeiten, die immer nur eine Ausnahme bilden, für etwas Normales und fälschen damit Ihre Anschauung von der Geschichte. Die entwickelte Minorität, die feierlich an den Häuptern der Andern vorüberschwebt und einer Generation nach der andern ihre Gedanken, ihre Bestrebungen übergibt, hat beinahe keine Berührungspunkte mit den großen Massen, die unten wühlen; sie gibt nur ein glänzendes Zeugniß, wie weit die menschliche Natur es bringen kann, wenn glückliche Bedingungen zusammentreffen. Wie unendlich ist der Reichthum von Kräften, die durch außerordentliche Umstände hervorgerufen werden können! Machen Sie daraus aber weder eine Norm noch eine allgemeine Forderung. Gibt Ihnen die Schönheit eines arabischen Pferdes das Recht, von jedem Pferde dieselbe Schönheit zu fordern? Das ist eben der Fehler, den Sie wie alle Historiker und Idealisten machen. Für Rousseau war die absurde gesellschaftliche Organisation seiner Zeit unerträglich. Ein kleiner Haufe von Menschen, der sich neben ihm

befand, war so weit entwickelt, daß ihnen nur die geniale Initiative mangelte, um das sie niederdrückende Böse zu bemannen. Mit Enthusiasmus antworteten sie seinem Zurufe. Diese Dissidenten blieben der Rousseau'schen Richtung treu, sie und ihre Nachfolger bildeten die Montagne von 1792. Sie sind Alle untergegangen, indem sie ihr ganzes Leben lang für's französische Volk arbeiteten, um ihm Freiheit und Gleichheit zu erringen. Sie bemerkten aber nicht, daß die Forderungen des französischen Volkes sehr bescheiden waren, daß es deshalb auch kaltblütig zusah, wie man sie zermalmte. Ich werde das sogar nicht als Undankbarkeit bezeichnen. Es ist ja nicht richtig, daß diese Männer nur für das Volk arbeiteten, sie arbeiteten auch für sich, sie wollten sich vom Anblick der Sklaverei befreien; es war ihnen schmerzlich, die unterdrückte Masse zu sehen, sie waren durch deren Knechtschaft beleidigt, sie litten und wollten sich von ihren Leiden losmachen; sie dachten sogar nicht, ob die Masse sich wirklich in der Mitte des **XVIII.** Jahrhunderts die Freiheit des contrat social wünschen konnte. Und freilich konnte sie es nicht, da sie ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Rousseau's und der großen Revolution in dem engen Rahmen des abgeschmacktesten gesellschaftlichen Zustandes sich wohlbefindet, wie ein Fisch im Wasser. Sie sehen also, daß da von Dankbarkeit nicht die Rede sein kann.

— — Das dumpfe Gähren, welches jetzt ganz Europa erschüttert, ist ein schlechtes Zeugniß für diese Gesundheit der Massen.

— — Dieß Gähren rührt gar nicht von politischen Ursachen, sondern vom Hunger her. Wäre der Proletarier etwas besser gestellt gewesen, so hätte er an's Revolutioniren gar nicht gedacht. Die Bourgeoisie ist satt und kümmert sich nicht um die Verwirklichung freier Institutionen. Im Gegentheil strebt sie nach einer starken Gewalt, sie lächelt, wenn man die Tagesblätter unterdrückt, sie hat nichts dagegen einzuwenden, wenn man Menschen für ihre Meinungen ins Gefängniß wirft. Das Alles er-

bittert einen kleinen Haufen exzentrischer Männer; die Bourgeoisie geht ruhig weiter, denn sie ist mit Handelsangelegenheiten und Familiengeschichten beschäftigt. Daraus kann man gar nicht folgern, daß diese kleine Zahl von Menschen nicht das vollkommenste Recht hat, nach Unabhängigkeit und Freiheit zu streben und sie zu fordern; aber man kann vom Volke nicht fordern, daß es ihre Sache zur seinigen mache.

— — Es ist beinahe so, doch scheint es mir, daß Sie sich hier zu viel auf die Arithmetik stützen; Sie vergessen die sittliche Macht, indem Sie die Köpfe zu genau zählen. Diese Macht enthält eine andere Mehrzahl, la majorité de dignité.

— — Was das quantitative Vorrecht betrifft, so erkenne ich es vollkommen an; für mich stellt ein Aristoteles nicht die konzentrirte Kraft seiner Epoche, sondern noch viel mehr vor, denn die Leute brauchten 2000 Jahre zum Mißverständniß seiner Werke, um am Ende zu deren Verständniß zu gelangen. Aristoteles nennt den Anaragoras den ersten nüchternen unter den betrunkenen Griechen, Aristoteles war der letzte; setzen Sie zwischen die Beiden den Sokrates und Sie werden das vollständige Verzeichniß nüchterner Menschen bis auf Bako und Spinoza haben. Kann man denn nach solchen kolossalen Ausnahmen die Massen beurtheilen?

— — Der Wissenschaft haben sich immer sehr Wenige hingegeben. Auf dieß abstrakte Feld gehen nur strenge Geister, die den Beruf dazu in sich fühlen; wenn Sie den Zusammenhang der höchsten Idee einer Zeit mit den Massen sehen wollen, so müssen Sie sich zu lebendigeren Sphären wenden, und sollten Sie dort nicht so viel Nüchternheit finden, so treffen Sie doch eine poetische Begeisterung, welche die höchste Wahrheit der Zeit den Menschen in einer andern Form zugänglich macht. Was sagen Sie von der Predigt des Evangeliums? was für ein energischer Wiederhall antwortete auf den Zuruf der zwölf Apostel?

— — Schade um diese Menschen! Sie haben das vollkommenste Fiasko gemacht . . . . .

— — Ja, und dazu die halbe Welt getauft.

— — Im Verlaufe von vier Jahrunderten eines hartnäckigen Kampfes und von sechs Jahrhunderten vollständigster Barbarei. Und nach diesen Anstrengungen, die tausend Jahre dauerten, hat sich die Welt so getauft, daß von der Doktrin der Apostel nichts übrig blieb, daß aus dem befreienden Evangelium ein unterjochender Katholizismus und aus einer Religion der Gleichheit und Liebe eine Kirche des Blutes und der Hierarchie wurde. Die alte Welt bereitete sich, nachdem sie alle ihre Lebenskräfte vergeudet hatte, zum Tode vor, das Christenthum hat sie beerdigt und erschien am Sterbebette als Arzt und Tröster; aber indem es sich der Laune des Kranken fügte, wurde es selbst römisch, barbarisch, kurz Alles, was Sie wollen, nur nicht evangelisch. Da sehen Sie einmal die Macht des Gattungslebens, die Macht der Massen. Die Menschen meinen, es reiche hin, eine Wahrheit wie ein mathematisches Theorem zu beweisen und die Anderen werden sie dann gleich annehmen; es reiche hin, an Etwas zu glauben und die Andern werden es auch glauben. Daher rühren die größten Mißverständnisse; die Einen tragen Etwas vor, die Andern hören ihnen zu, aber verstehen etwas ganz Anderes, denn ihre geistige Entwickelung ist eine ganz andere. Was haben die ersten Christen gepredigt und was blieb im Bewußtsein der Massen? Die Masse begriff alles Unbegreifliche, sie nahm alles Traditionelle, Mystische oder Absurde an. Das Klare, Einfache und Große in der Lehre war ihr unzugänglich. So haben die Völker Alles angenommen, was das menschliche Gewissen fesselte, und Nichts, was es befreite. Gehen Sie zu den Zeiten der Revolution über, so werden Sie dasselbe Verhältniß finden. Der hingerissene Theil des Volkes hat die Revolution als eine blutige Vergeltung, als Guillotine und Schrecken betrachtet. Die bittere historische Nothwendigkeit, zu diesem Mittel zu greifen, wurde zum feierlichen Rufe, und zum Worte »fraternité« fügte der Mensch das Wort »ou la mort!« hinzu. Nachdem wir das Alles gesehen haben, müssen wir ein für alle-

mal annehmen, daß es nicht genug ist, der römischen Welt das Evangelium anzukündigen, um aus ihr eine demokratisch-soziale Republik zu machen, wie sie die Apostel sich dachten, nicht genug, in zwei Kolumnen eine illustrirte Ausgabe der Menschenrechte herauszugeben, um aus einem Knechte einen freien Menschen zu machen.

— — Sagen Sie, was haben Sie für ein Vergnügen, nur die schlechte Seite der Menschheit herauszukehren, wie „öffentlicher Ankläger"!

— — Haben Sie denn das Gespräch nicht damit angefangen, daß Sie den Menschen einen Fluch zuwarfen, und jetzt nehmen Sie sie in Schutz? Vor einer halben Stunde haben Sie mich des Optimismus beschuldigt, ich kann Ihnen jetzt diese Beschuldigung zurückgeben. Seien Sie überzeugt, daß ich gar kein System und keine andern Interessen als diejenigen der Wahrheit habe, und daß ich sie offen ausspreche, wie sie mir sich zeigen, ohne mich für verpflichtet zu halten, der Menschheit aus Höflichkeit allerlei Tugenden und außerordentliche Eigenschaften zuzuschreiben. Ich hasse die Phrasen über Alles, und sollten sie noch so moralisch und wohlmeinend erscheinen, so fesseln und unterdrücken sie den Gedanken; wir sind leider zu sehr an Redensarten gewöhnt, wir nehmen sie ohne Weiteres als baare Münze an und gehen dann, auf sie bauend, weiter, indem wir hinter unserm Rücken diese falschen Leuchtthürme lassen. Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn man auf falsche Wege geräth. Dazu wird die Gewohnheit an sie so stark, daß wir vollkommen die Fähigkeit, an ihnen zu zweifeln, verlieren, daß wir uns schämen, an diese Heiligkeit zu tasten. Sagen Sie selbst, haben Sie jemals an die Bedeutung der Worte gedacht, daß der Mensch frei geboren wird? Ich glaube, daß das gar keine weitere Bedeutung hat, als daß der Mensch als Thier geboren wird. Nehmen Sie eine Heerde wilder Pferde — da herrscht die unumschränkteste Freiheit, der vollkommenste Commu-

nismus; aber der Fortschritt ist unmöglich. Warum denn läugnen, daß die Knechtschaft der erste Schritt zur Civilisation, daß sie nothwendig für die Entwickelung ist und daß die Lage der Einen viel besser und die der Andern viel schlechter wurde, damit diejenigen, welche es besser haben, auf Kosten der Andern weiter gehen können? Der Mensch ist ein Thier mit einem ungemein gut organisirten Gehirn. Da liegt seine Kraft. Er fühlte in sich weder die Geschicklichkeit eines Tigers noch die Kraft eines Löwen. Er hatte weder ihre wunderbar entwickelten Muskeln noch die Schärfe ihrer äußeren Sinne; dafür fand sich in ihm sehr viel Schlauheit, sehr viel Geselligkeit. Dieser Trieb, heerdenweise zu leben, brachte den Menschen auf die erste Stufe des gesellschaftlichen Lebens. So wuchs er in der Familien- und Racenzucht auf, die ihm leicht war, denn der Mensch liebt die Unterwürfigkeit und sucht sich immer an Etwas anzulehnen, sich hinter Etwas zu verstecken. Je fester der Knoten des gesellschaftlichen Lebens sich verwickelte, desto stärker wurde der Zwang, unter welchen die Menschen geriethen; sie waren von der Religion unterdrückt, die in ihrer Feigheit ihre Kraft gefunden hatte, von den Patriarchen, die sich auf die Gewohnheit stützten .... kein einziges Thier, diejenigen ausgenommen, die durch den Menschen korrumpirt wurden, wie Byron sagt, konnte solche menschliche Verhältnisse aushalten. Ein Wolf frißt ein Schaf, weil er hungrig und weil ein Schaf schwächer ist; aber er fordert von ihm keine Knechtschaft und das Schaf unterwirft sich ihm nicht, sondern protestirt durch das Davonlaufen. Der Mensch erst trägt in die wild unabhängige und selbständige Welt der Thiere das Element des Unterthanenthums, das Element des Caliban's, und dieß Element war eben nothwendig für die Entwickelung Prospero's. Hier sehen Sie wieder die unerbittliche Oekonomie der Natur, wie sie ihre Mittel auf eine Weise berechnet, daß wenn sie einerseits ausschweift, sie andererseits sich beschränkt. Indem

sie die Vorderfüße und den Hals einer Giraffe enorm verlängert, hat sie die Hinterfüße unmäßig verkürzt.

— — Doktor, Sie sind ein schrecklicher Aristokrat!

— — Ich bin ein Naturalist, und wissen Sie was noch? kein feiger Mensch. Ich fürchte weder die Wahrheit zu kennen noch sie auszusprechen.

— — In der Theorie sprechen Alle die Wahrheit so aus, wie sie sie verstehen. Dazu bedarf es keines außerordentlichen Muthes.

— — Sie glauben? Was für ein Vorurtheil! Auf hundert Philosophen werden Sie kaum Einen finden, der vollkommen aufrichtig war. Ich spreche hier nicht vom Irrthum, denn hätten sie noch so sehr geirrt, so würde ich das nicht weiter berücksichtigen; nein, die Einen haben die Menschen aus moralischen Absichten betrogen, die Andern haben sich betrogen, um ihre innere Ruhe zu behalten. Finden Sie denn oft Menschen wie Spinoza und Hume, die muthig bis zur letzten Consequenz gehen? Die größten Befreier des menschlichen Verstandes handelten so, wie Luther und Calvin, und hatten vielleicht, von einem praktischen Standpunkte aus, Recht. Sie befreiten sich und die Welt bis zu einem andern Grade der Knechtschaft, bis zu den symbolischen Büchern, bis zum Texte der heiligen Schrift, und sie besaßen so viel Mäßigkeit, so viel Ueberlegung, daß sie nicht weiter gehen wollten. Unter ihren Nachfolgern kommen manchmal Menschen vor, die einsehen, daß die Sachen sich doch nicht so verhalten; aber sie schweigen aus Pietät und lügen aus Verehrung zum Gegenstand, ganz in derselben Weise, wie es bei den Advokaten Mode ist, niemals die Gerechtigkeit des Gerichtes zu bezweifeln, obschon sie von der Nichtsnutzigkeit der Richter überzeugt sind. Diese höfliche Form ist auch eine sklavische Form, man muß sie sich abgewöhnen, denn sie nistet zu tief in unsern Sitten. Die Wahrheit zu erkennen ist nicht leicht, aber es ist doch leichter für die Menschen, als sie selbst in dem Falle zu

bekennen, wo sie nicht mit der öffentlichen Meinung zusammen fällt. Wie viel Kokketterie, wie viel Rhetorik und Vergoldung der Pillen haben die kräftigsten Geister, wie z. B. ein Baco und Hegel, aus Furcht vor der stumpfen Indignation und dem Zischen der Thoren, angewandt, um nicht einfach ihre Gedanken herauszusagen! Ein Hauptgrund, warum die Wissenschaft so schwer zugänglich ist. Man hat immer einen Theil der Wahrheit im Dunkel gelassen, um ihn errathen zu lassen und um auf diese Weise dem Errathenden die Verantwortlichkeit der Erkenntniß zuzuschieben. Man kann sich wahrlich nicht wundern, daß so wenig Menschen die Wissenschaft begreifen. Wenig Leute haben so viel Muße und Lust, unter dem Dünger, mit welchem unsere Lehrer ihre kleinen Wahrheiten verhüllten, jahrelang nach dem verborgenen Sinn derselben zu suchen. So bleibt die Wahrheit immer für eine kleine Zahl der Auserwählten.

— — Ja, da ist wieder die Fortsetzung Ihrer aristokratischen Ansicht, daß die Wahrheit für einige Wenige, die Lüge aber für alle Menschen bestimmt ist.

— — Erlauben Sie, schon zum zweitenmal haben Sie mich der Aristokratie beschuldigt. Das erinnert mich an den Ausspruch Robespierre's: l'athéisme est aristocrate. Hätte Robespierre damit sagen wollen, daß der Atheismus zu seiner Zeit für Wenige möglich war, wie die Physik, die Differenzialrechnung, so hätte er vollkommen recht gehabt. Aber indem er den Atheismus als einen Aristokraten bezeichnete, schloß er, daß der Atheismus eine Lüge ist. Solche Dinge sind für mich empörend. Das ist die Demagogie im schlechten Sinne des Wortes, das ist die Knechtung der Vernunft durch die Stimmenmehrheit. Der unerbittlichste Logiker der Revolution scheiterte, indem er eine demokratische Unwahrheit proklamirte. Die Volksreligion konnte er nicht wiederherstellen, seine eigene Religion war für die Einen zu wenig, für die Andern zu viel, und zeigte Allen das Maß seiner Kraft, die Grenzscheide, hinter welcher auch ein Robespierre nicht mehr Revolutionär ist.

Eine solche Blöße sich mitten in der Zeit einer reißenden Bewegung zu geben, hieß daran mahnen, daß die Zeit des Mannes vorüber war. . . . . Und in der That, nach der fête de l'être suprême wird Robespierre finster, schwermüthig, unruhig. Es nagt ein geheimer Gram an ihm, er hat nicht mehr seinen alten Glauben, diesen kühnen Schritt, mit welchem er vorwärts ging, mit welchem er manchmal bis an die Knöchel in's menschliche Blut trat, ohne dadurch befleckt zu werden. Damals kannte er seine Grenzen nicht, die Zukunft war unendlich; jetzt sah er einen Zaun, jetzt fühlte er, daß er, noch einen Schritt weiter schreitend, auf dem Boden der Konservativen sich befinden würde. Und der Kopf des Atheisten Anacharsis Clooz, geopfert einem Vorurtheile, lag als eine stumme Anklage vor ihm — und er konnte diese Leiche nicht überschreiten! — Wir sind älter als unsere älteren Brüder, wir können nicht mehr wie die Kinder handeln, wir dürfen die Thatsachen und die Logik nicht mehr fürchten und vor den natürlichen Konsequenzen unsers Handelns zurückschaudern. Weshalb werden wir einen Gott erfinden, wenn es keinen gibt? Aus unserer Erfindung wird doch kein Gott. Ich habe Ihnen gesagt, daß die Wahrheit einer kleinen Anzahl von Menschen zugänglich ist. Ihnen schien das sonderbar und aristokratisch; aber haben Sie das nicht gewußt, ist das so etwas Neues? Sie waren am meisten darüber ärgerlich, daß ich keine rhetorische Phrase vorbrachte, um den Sinn zu lindern. Bedenken Sie, daß ich weder für das Gute noch das Böse einer Thatsache verantwortlich sein mag, deren Dasein ich konstatiren will. Ich sehe in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, daß das Wissen sowie die Liebe zur Unabhängigkeit einer kleinen Anzahl von Menschen zukommt, die beinahe beständig in offener Opposition mit der Majorität sich befinden, die wie Verlorene in diesen Massen herum irren.

— — Sie vergessen stets das wunderbar Treffende in den Bestrebungen der Massen.

— — Sie haben recht, die allgemeinen Sympathieen der

Massen sind, wie der Instinkt der Thiere, beinahe immer richtig; aber wenn Sie an die Ursache denken, so wird Ihre Vorliebe sich bald abkühlen. Die enge Selbständigkeit der kleinen halbentwickelten Persönlichkeiten verwischt sich in der Masse, die nur als unpersönliche gut ist; und bemerken Sie, daß die größte Entwickelung der persönlichen Selbständigkeit das größte Gut ist, zu welchem jede energische Natur gelangen will?

— — Sie haben insoweit recht, als die gesellschaftliche Organisation nothwendig noch einen Pöbel haben wird. Aber Alles strebt dahin, ihn aufzuheben, und Sie kennen den Spaß eines französischen Reisenden sehr gut, der von Nordamerika gesagt hat: »la canaille est très comme il faut en Amérique.« — Sehen Sie, lieber Doktor, warum ich Sie beschuldige? Sie haben das Zerwürfniß, die Entzweiung des Lebens klar verstanden und schneidend dargestellt; aber Sie bleiben da stehen, gehen nicht weiter; Sie kommen mir manchmal vor wie der Berichterstatter eines Kriminalgerichts, der mit der größten Seelenruhe ein Verbrechen konstatirt und dem Gericht das Urtheil überläßt. Die wirklich kräftigen Naturen der Minorität, von der Sie selbst sprachen, sehnen sich leidenschaftlich, das Uebel aufzuheben, diese Kluft, die sie von den Massen trennt, zu füllen; es war zu allen Zeiten für sie widerwärtig, diese Thatsache für etwas Unabwendbares zu halten, sie hatten zu viel warme Liebe in ihrer Brust, um allein auf ihrer exklusiven Höhe zu verharren. Lieber wollten sie unbesonnen in dieser Kluft untergehen, als an ihren Borden wißbegierig, wie Sie, spaziren. Und diese Bande der Liebe, die sie an die Massen knüpfen, sind keine Kaprice, keine Rhetorik, sondern ein tiefes Gefühl der innern Verwandtschaft, der Ueberzeugung, daß sie selbst aus den Massen hervorgegangen sind, daß ohne diesen Chor auch sie nicht wären, daß sie nur seine Bestrebungen vorstellen, daß sie das in's Klare gebracht haben, was dort nur als dunkle Vorahnung herrscht, daß sie schon das erlangten, was die Andern noch zu erringen haben.

— — Ohne Zweifel; jedes Talent, welches sich entfaltet

hat, ist gleich der Blume mit tausend Fäden an den Stengel gebunden, und nie existirte die Blume ohne den Stengel und die Wurzel, und doch ist die Blume weder Stengel noch Blatt. Ihr Leben, das mit allen Theilen der Pflanze durch die engste Solidarität verbunden ist, hat doch etwas Eigenthümliches. Wir können die Blume als die Apotheose der Pflanze betrachten, als ihre Poesie, sie gibt sich hin mit ihrem Wohlgeruch und welkt, indem der Stengel bleibt. So wirft jede Epoche mit den weitesten Wellenringen die kräftigsten Organisationen heraus, wenn sie nur die Bedingung ihrer Entwickelung gefunden haben. Sie kommen, wie Sie sagen, aus diesen Wellen heraus; aber bedenken Sie, daß Sie herauskommen. Nehmen Sie die höchste Grenze der menschlichen Größe, einen Göthe. Er stellte die konzentrirte, die sublimirte (wie die alten Chemiker es nannten) Substanz Deutschlands dar. Er ging aus ihr heraus, er wäre Nichts ohne die Antezedentien seines Volkes; aber in der Sphäre, in welcher er sich erhob, entfernte er sich so weit von seinen Zeitgenossen und seinem Volke, daß sie ihn nicht mehr verstehen konnten, und daß sogar er sie nachher nicht richtig beurtheilte. In diesem Menschen sammelte sich zum Erstaunen der Welt Alles, was seit Jahrhunderten die protestantische Welt bewegte, und entfaltete sich in einer Weise, daß sein Geist über seiner Welt schwebte, wie Gott über den Wassern. Unten das Chaos, das Mißverständniß, die Scholastik, der unruhige Wissensdurst — in ihm das helle Bewußtsein, der ruhige Gedanke.

— — Göthe stellt Ihren Gedanken im vollendetsten Glanze vor, er entfremdet sich, findet Behagen an seiner Größe und in dieser Hinsicht ist er auch eine Ausnahme. Waren denn Schiller und Fichte, Rousseau und Byron so, und alle jene Menschen, die so viel gelitten haben, um die Massen zu ihrer Höhe heraufzuziehen? Mir sind die bittersten Leiden dieser Männer, die sie manchmal bis ins Tollhaus oder aufs Schaffot begleiteten, doch lieber als die Göthe'sche Ruhe. Ja, diese Menschen haben viel

gelitten, aber glauben Sie nicht, daß sie vollkommen trostlos waren, sie hatten viel Liebe, aber sie hatten außerdem auch noch viel Glauben, sie hatten einen festen Glauben an die Menschheit, wie sie sich sie vorstellten, an die Zukunft, an die Vorsehung, an ihre Ideale, und dieser Glaube ersetzte ihnen Vieles.

— — Warum haben Sie denn keinen Glauben?

— — Antwort auf diese Frage hat Byron schon längst gegeben. Er erwiderte einer Dame, die ihn durchaus zum Christenthum bekehren wollte: „Was soll ich denn machen, um anzufangen, zu glauben?“ Wir leben in einem von diesen Stadien der Geschichte, in welchen man glauben kann, ohne zu denken, oder denken, ohne zu glauben. Es scheint Ihnen, daß der ruhige Zweifel leicht ist; aber wissen Sie, wie viel oft ein Mensch in einem Moment von Schwäche, von Müdigkeit für die Möglichkeit gegeben hätte, an Etwas zu glauben? Aber wie kann man dazu kommen? Sie sagen, daß es besser ist zu leiden und rathen zugleich zum Glauben. Glauben Sie denn, daß die religiösen Menschen wirklich leiden? Ich werde Ihnen eine Anekdote erzählen, die mir in Deutschland passirte. Man rief mich einmal zu einer durchreisenden Dame, die kranke Kinder hatte. Ich gehe hin und finde diese an einem schrecklichen Scharlachfieber darniederliegend. Die Medizin hat es, wie Sie wissen, doch schon zu der Einsicht gebracht, daß wir weder die Krankheiten noch die sie heilenden Mittel kennen. Ich sah mir die Kinder an, es stand sehr schlecht mit ihnen. Ich schrieb Rezepte zur Beruhigung der Mutter, ließ allerlei unschuldige Sachen aus der Apotheke holen, gab sehr ausführliche Verhaltungsmaßregeln, um die Mutter zu beschäftigen, und wartete selbst ab, wie der Organismus der Kinder sich helfen würde. Das älteste Kind, ein Knabe, wurde des Abends ruhiger, die Mutter sagte mir freudig, daß er sanft eingeschlafen. Das Kind agonisirte. Da wurde es mir klar, daß die Krankheit sich bei dem andern Kinde, der Schwester, in derselben Weise entwickeln werde. Ich sah keine Möglichkeit, sie zu retten. Die Mutter, eine sehr nervöse Frau, beherrschte sich noch nach dem

Tode des einen Kindes, indem sie auf die Genesung des andern hoffte. Die Kleine starb aber Tags darauf, die arme Mutter raste in Verzweiflung. Die menschliche Natur konnte nicht so viel Unglück auf einmal ertragen. Ein schreckliches Nervenfieber fesselte sie für einen Monat ans Bett. Als sie ihr Bewußtsein wieder erlangte, war ihre Lage noch schrecklicher, es brach mir das Herz, ihre Verzweiflung zu sehen. Ich besuchte sie indeß alle Tage. Je mehr ihre Kräfte wieder zunahmen, desto öfter fand ich sie unter Thränen betend. Nach ein paar Wochen war sie viel gefaßter, als ich hätte denken können. Als sie abreiste und von mir Abschied nahm, sagte sie mir mit feierlicher Ruhe: „Es war mir sehr schwer, mein Unglück zu ertragen, ich habe noch viele menschliche Schwächen; aber jetzt ist das überstanden. Meine Kinder sind gut aufgehoben, sie sind ebenso rein zum Himmel zurückgekehrt, als sie geboren sind. Kein unreiner Hauch, kein irdischer Gedanke hat ihre Seele befleckt; für diese Glückseligkeit muß ich resigniren.“ Ich drückte ihre Hand und freute mich über ihre Fassung und Ruhe.

— — Aber was für ein Unterschied zwischen diesem Fanatismus und dem Glauben an die Menschheit, an das Herannahen einer bessern Gestaltung der menschlichen Gesellschaft! Das ist ein Gedanke, eine Ueberzeugung und keine Religion.

— — Ja, das ist ein Gedanke, das ist Logik und Abstraktion und eben deshalb Religion. Freilich ist es nicht die grobe Religion des Jenseits, welche die Kinder in den Himmel ruft, um sie wahrscheinlich in den Findelhäusern der Engel groß zu ziehen, von welchen Swedenborg sprach; sondern es ist eine Religion des Diesseits, die Religion der Wissenschaft, des Allgemeinen, der Gattung, der transzendentalen Vernunft und des Idealismus. Erklären Sie mir, warum so viele Leute den Glauben an Gott für lächerlich halten, während es ihnen gar nicht lächerlich erscheint, an die Menschheit zu glauben? Warum ist es dumm, ans Himmelreich zu glauben, und klug, alle irdischen Utopien für baare Münze anzunehmen? Nachdem

wir die positive Religion abgeworfen, bleiben wir bei allen religiösen Gewohnheiten, und nachdem wir das Paradies im Himmel verloren haben, glauben wir an die Realisirung des Paradieses auf Erden. Der Glaube an den Himmel hat den Märtyrern der ersten vier Jahrhunderte so viel Kraft gegeben, der Glaube an die Erde gab den Märtyrern der französischen Revolution eine ebenso große Kraft; die Einen wie die Andern trugen muthig ihren Kopf zum Henker, weil sie einen unerschütterlichen Glauben hatten, die Einen an die Verherrlichung im Himmel, die Andern an den Triumph der Republik. Und so geht's mit dem Glauben, die Einen und die Andern waren im Irrthum. Weder sind die christlichen Märtyrer von den Todten erstanden, noch erstand eine Republik in Frankreich. Wir sind später als sie gekommen und haben das gesehen, wie können wir also glauben? Ich negire weder die Herrlichkeit noch den Nutzen des Glaubens, er ist ein großer Hebel zu Thaten und Entwickelungen, er ist das Pathos der Geschichte; aber der Glaube in der menschlichen Seele ist eine vollkommen individuelle Thatsache oder eine Epidemie. Man zieht solche Sachen nicht an den Haaren herbei, besonders ist es Menschen unmöglich, die einmal vom nagenden Zweifel angefressen sind, Menschen, die, unerschrocken den Athem hemmend, die tiefsten Orkane des innersten Lebens auspreßten, die mit einer endlosen Liebe bei jeder Autopsie blieben, die vielleicht etwas weiter, als es nöthig ist, hinter die Kouliſſen sahen. Kann man mir weiß machen, daß ich nach dem Tode leben werde, da mir doch die Absurdität dieser Theilung in Seele und Leib so klar ist; kann man mir weiß machen, daß morgen oder nach einem Jahre die soziale Verbrüderung sich in Europa verwirklichen wird, da bis jetzt die Völker die Bruderliebe nur vom Standpunkte Kains und Abels aus verstehen? Wie können Sie mir denn zumuthen, an solche Albernheiten zu glauben? Ob's leichter, ob's schwerer ist, die Sache steht einmal fest, ich kann nicht glauben.

— — Also für Sie, Doktor, bleibt in diesem Drama ein

bescheidenes a parte, eine fruchtlose Kritik und Müßiggang bis an Ihr Ende.

— — Vielleicht, sogar sehr wahrscheinlich. Abgesehen davon, daß ich die innere Arbeit für keinen Müßiggang halte, glaube ich doch, daß Sie mein Schicksal ziemlich richtig beurtheilen..... Erinnern Sie sich der römischen Philosophen, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums lebten. Ihre Lage hatte viel Aehnlichkeit mit der unsrigen; die Gegenwart entrann ihnen, mit der Zukunft und mit der Vergangenheit lagen sie im offenen Kampfe. Fest überzeugt, daß sie klarer, besser als die Andern die Wahrheit verstehen, sahen sie kummervoll, des unmittelbaren Mitwirkens beraubt, auf die sich auflösende und auf die ins Leben tretende Welt. Sie fühlten tief in ihrer Brust, daß sie mehr Recht hatten als diese beiden Welten, und daß sie doch viel schwächer waren als beide. Ihr Kreis wurde mit jedem Jahre enger und enger, mit dem Paganismus hatten sie außer der Lebensweise und den Gewohnheiten beinahe nichts gemein gehabt. Die gezwungenen Versuche eines Julian und seiner Restauration waren nicht minder lächerlich, als die Restaurationen eines Ludwig **XVIII.** Auf der andern Seite beleidigte die christliche Theodicee ihre weltliche Weisheit; sie, denkende Menschen, konnten nicht diese kindliche Sprache annehmen, die Theilnahme für sie verringerte sich, die Erde begann unter ihren Füßen zu schwinden. .... Die Lage war sehr schwer, aber sie verstanden die Kunst, großartig und stolz zu warten, bis der Orkan einen von ihnen in seine Strudel riß, sie verstanden die Kunst, zu sterben, ohne den Tod zu suchen und ohne Anspruch sich und die Welt durch ihren Tod zu retten. Kaltblütig, theilnahmlos gegen sich selbst und in Andern kein Mitgefühl erweckend, gingen sie unter; sie verstanden die Kunst, vom Tode verschont, sich ernst in ihre Toga zu hüllen und würdevoll schweigend dem Schicksale Roms und der Menschen zuzusehen. Ein Gut nur blieb diesen Ausländern ihrer Zeit, das ruhige Gewissen, das tröstende Bewußtsein, daß sie vor der Wahrheit nicht erschraken,

daß sie hinreichende Kräfte in ihrer Brust fanden, um ihr da treu zu bleiben, wo sie von Allen verlassen wurde.

— — Und nur das?

— — Ist denn das nicht genug? Uebrigens habe ich vergessen, daß sie noch ein großes Glück hatten; ihre persönlichen Verhältnisse, die feste Gewißheit, daß es noch Leute gibt, die mit ihnen sympathisiren, die feste Ueberzeugung, daß solche enge Bande zwischen ihnen und ihren Freunden bestanden, die von allen Ereignissen unabhängig waren. . . . . Wenn man dabei etwas Sonne, in der Ferne etwas Berg oder Meer, ein warmes Klima und einen ruhigen Ort hat, was kann man dann mehr wünschen?

— — Zum Unglück können Sie diesen warmen, ruhigen Ort jetzt in ganz Europa nicht mehr finden.

— — Ich werde nach Amerika gehen. Das steht fest.

— — Dort ist es gräßlich langweilig.

— — Ja, das ist wahr.

Paris, den 1. März 1849.

23. 24. 25. 26. Juni
1848.

I.

Nach dem Gewitter.

I.

Nach dem Gewitter.

Die Frauen weinen, um ihr Herz zu erleichtern. Wir haben das Weinen verlernt, ich will statt dessen schreiben. Nicht beschreiben, nicht erklären die blutigen Ereignisse, nein, nur davon reden, den Worten, den Gedanken, der Galle Freiheit geben. Welche Zeit für das Schreiben, für das Sammeln der Materialien, für die Beurtheilung! In meinen Ohren wiederhallen noch die Schüsse, das Lärmen der dahinfliegenden Kavallerie, das dumpfe schwere Rasseln der Laffetten durch die ausgestorbenen Straßen; an meinem Gedächtniß ziehen nur die speziellen Erinnerungen vorüber. — Ein Verwundeter, den man auf einer Bahre daher trägt, Omnibus, mit Leichen gefüllt, Gefangene, mit ihren auf dem Rücken zusammengebundenen Händen, Kanonen auf dem Bastilleplatz, ein Lager neben der Porte St. Denis und in den Elyseischen Feldern, das finstere nächtliche »sentinelle, prenez garde à vous!« läßt an keine Beschreibungen denken. Das Gehirn ist noch entzündet, das Blut ist noch zu scharf. . . . . Mit gefalteten Händen in seinem Zimmer sitzen zu müssen, nicht einmal hinausgehen zu können, und neben an, zu allen Seiten nah und fern Kanonaden, Flintengekrach und Trommeln zu hören, und zu wissen, daß überall dort Blut strömt, daß man umbringt, niedersticht, und daß überall Men-

schen als Opfer fallen, und dennoch gezwungen zu sein, ruhig zu bleiben, darüber kann man sterben oder wahnsinnig werden. Zwar starb ich nicht und bin nicht wahnsinnig geworden, aber bis jetzt erhole ich mich nur langsam wie von einer tödtlichen Krankheit.

Feierlich begannen diese Tage.

Am 23. gingen wir ungefähr um 4 Uhr Mittags die Ufer der Seine entlang zum Hotel-de-Ville, hastig schloß man Läden und Buden, Colonnen der Nationalgarde mit bösen, Unheil verkündenden Gesichtern zerstreuten sich nach allen Richtungen hin, der Himmel war mit schweren Wolken bedeckt; es regnete. Als wir gerade auf dem Pont-neuf waren, blitzte es, heftiges Donnerrollen folgte, und mitten in diesem Toben des Gewitters vernahm man plötzlich den gedehnten und rhythmischen Klang der Sturmglocke, mit dem der betrogene Proletarier noch einmal seine Brüder von der Höhe des Thurmes St.-Sulpice zu den Waffen rief; die Kathedrale und alle Gebäude vom andern Ufer waren ganz ungewöhnlich durch das Licht beleuchtet, das unter den Wolken hervorbrach. Die Trommel schlug und die Artillerie bewegte sich langsam vom Carousselplatze aus. Tief erschüttert erkannte ich, daß jetzt sich hier Großes vorbereitete, ein großes Gelingen oder ein großes Unglück, und ich hörte lange dem Donner und der Sturmglocke zu und betrachtete das Panorama von Paris, als wenn ich von ihm Abschied nähme. O wie feurig liebte ich Paris in diesem Moment, das war mein letzter der großen Stadt gezollter Tribut, denn nach den Junitagen wurde sie mir zu beweinenswerth, zu widerwärtig. . . . . An der andern Seite des Flusses baute man in allen großen und kleinen Straßen Barrikaden; ich sehe jetzt noch diese energischen Gestalten in Blouse und Uniform vor mir, die Steine holten, die Kinder und Frauen, welche ihnen dabei halfen; auf einer bereits beendigten Barrikade erschien ein junger Mensch in Uniform, ein Polytechniker, wenn ich nicht irre, pflanzte eine Fahne auf und begann mit traurig feierlicher Stimme die Marseillaise. Die Arbeiter sangen mit. Dieser Chor, der hinter den Steinen einer Barrikade hervordrang,

machte das Herz erbeben. Die Sturmglocke erscholl immer fort. Die Artillerie rasselte über die Brücke. Der General Bedeau besichtigte mit einem Fernrohr die feindlichen Positionen. . . . . Da, zu dieser Zeit konnte man die Republik und Europa's Freiheit retten, damals konnten noch die großen Gegner unserer Zeit Frieden schließen. Aber man wollte nicht, man bemerke wohl, man wollte nicht. Die stumpfe ungeschickte Regierung verstand es nicht, die Nationalversammlung wollte nicht, die Reaktionäre suchten Rache, Vergeltung für den 24. Februar, und sie fanden ihre Werkzeuge in der Rumpelkammer des „National". Was sagen Sie nun, durchlauchtige Fürsten Radetzky und Paskewitsch, von Cavaignac? Nicht wahr, Metternich und alle seine Minister sind gutmüthige Kinder im Vergleich einer Versammlung von erbitterten Bourgeois? Ich erinnere mich, wie wir Abends am 26. Juni nach dem Jubelgeschrei des Sieges der Reaktion in einer tiefen Ruhe auf einmal mit geringen Zwischenräumen regelmäßige kleine Salven hörten. Wir Alle, die wir uns im Zimmer befanden, sahen uns an, unsere Gesichter waren blaß vor Entsetzen. Man füsillirt ja, sagte Einer, und wir wandten uns von einander ab. Ich drückte meine Stirn an eine Fensterscheibe und hörte zu. Für solche Minuten haßt man jahrelang; man rächt sich sein ganzes Leben. Wehe jenen Menschen, welche solche Augenblicke verzeihen können!

Nach dem Kampfe, der beinahe vier Tage hintereinander fortdauerte, trat Ruhe und der Friede des Belagerungszustandes ein. Die Straßen waren abgesperrt, selten begegnete man einer Equipage, selten einem Menschen. Hochmüthig, mit dem Ausdruck der Grausamkeit auf dem Gesichte, bewachten die Nationalgarden ihre Läden und Buden, und drohten Jedem, der sich ihnen nahete, mit den Kolben oder den Bajonetten. Triumphirende Haufen von Mobilen kamen singend von den Boulevards herunter, Kinder von 15 und 16 Jahren prahlten mit dem vergossenen Blute ihrer Brüder, dessen Spuren noch an ihren Händen klebten. Die Frauen und Töchter der Bourgeois

warfen Blumen auf sie herunter und brachten ihnen Wein; Cavaignac führte in seiner Kalesche ein Scheusal durch die Stadt, der einen Haufen von Franzosen niedergemetzelt hatte. Die Bourgeoisie war siegestrunken. Die Häuser der Vorstadt St.-Antoine rauchten noch, die von Kugeln durchlöcherten Mauern und Wände sanken und zerbröckelten noch, es war gräßlich, einen Blick ins Innere der Zimmer zu werfen, die theilweise keine Wand mehr hatten. Da sah man zerbrochene Meubles, halb verkohlte Gegenstände, glänzende Spiegel. Aber wo sind denn die Bewohner dieser Zimmer? Wer dachte an sie? . . . Hier und da streute man auf den Straßen Sand; das Blut kam immer wieder zum Vorschein. Zum Pantheon ließ man keine menschliche Seele; was dort vorging, weiß Niemand. Soldatenzelte waren auf den Boulevards aufgeschlagen. Die Pferde rissen in den elyseischen Feldern die Rinde von den sorgfältig gepflegten Bäumen ab. Auf der place de la Concorde fand man überall Heu, Küraffe, Sättel, in dem Tuileriengarten an dem Gitter kochten die Soldaten Suppe. Ein solches Schauspiel hat Paris selbst 1814 nicht gesehen.

Nach einigen Tagen, hatte die Stadt wieder ihr gewöhnliches Aussehen. Eine Menge von Flaneurs erschien auf den Boulevards, geputzte Damen fuhren in ihren Equipagen einher, um die Ruinen der Faubourgs zu besehen; nur zahlreiche Patrouillen und Gefangenentransporte erinnerten an die kaum beendete Schlacht. Da erst begann man die Ereignisse zu verstehen. Byron hat in einem seiner Gedichte einen nächtlichen Kampf beschrieben; die Details kann man wegen der Finsterniß nicht wahrnehmen, man erräth sie erst beim Anbruche des Tages, nachdem das Ringen schon lange aufgehört hat. Solch' ein Tag begann jetzt im Inneren der Seele, er zeigte die fürchterlichen Verwüstungen, die darin angerichtet waren. Fast jede Hoffnung, fast jeder Glaube war getödtet, Gedanken der Verzweiflung gährten im Kopfe und faßten dort mehr und mehr Wurzel. Man konnte sich nicht vorstellen, daß es in

unserer Seele, die schon so viele Erfahrungen durchgemacht hat und durch den Skeptizismus unserer Zeit geprüft ist, noch so viel Religiöses und Zerstörbares gab. . . . Ja nach solchen Erschütterungen kann der lebendige Mensch nicht der bleiben, welcher er war. Er muß entweder noch religiöser werden, sich noch hartnäckiger an seinen Glauben anklammern und Trost in seiner Verzweiflung finden: dann grünt er noch einmal, obgleich er bereits den Tod im Herzen trägt; — oder er gibt seine letzten Hoffnungen tapfer, wenn auch mit bittern Schmerzen hin, wird noch nüchterner, und thut nichts, um die letzten schwachen Blätter noch zu bewahren, die ein kalter Herbstwind fortwehen muß.
— Was von Beiden ist besser? Es ist schwer zu sagen.
— Das Eine führt zur Glückseligkeit des Wahnsinns, das Andere zum Unglück des Wissens. Man wähle also selbst. Das Eine ist außerordentlich dauerhaft, denn es nimmt Alles, das Andere ist durch nichts garantirt, denn es gibt Vieles. Ich meinerseits wähle die Armuth des Wissens.

Im Inneren des Menschen findet sich ein beständiger revolutionärer Gerichtshof, ein unerbittlicher Fouquier-Tinville und — was die Hauptsache — eine Guillotine. Manchmal, in ruhigen Stunden, schläft der Richter ein, die Guillotine rostet, das Falsche, das Schwache, das Vergangene, das Romantische hebt dann sein Haupt empor und fühlt sich heimisch, bis ein plötzlicher Stoß das nachlässige Tribunal und den schlummernden Scharfrichter aufweckt. Dann beginnt eine grausame Untersuchung. Wehe Denjenigen, welche nicht Kraft genug besitzen, sie durchzuführen. Die kleinste Nachgiebigkeit, die leiseste Schonung führt wieder zum Vergangenen und nimmt die Ketten nicht ab. Da ist keine Wahl, es heißt hinrichten und vorwärts schreiten oder mitten auf dem Wege mit den Verschonten zu bleiben. Jeder erinnert sich seines logischen Romans; unsern Glauben zu opfern ist nicht so leicht, als es wohl scheint. Es ist schwer, sich von Gedanken und Hoffnungen loszumachen, mit welchen wir aufwuchsen, welche uns so nahe verwandt waren, welche uns

tröſteten und ſo viel Freude bereiteten; ſie zu opfern, erſcheint als Undankbarkeit und Läſterung. Aber auf der Höhe, auf welcher das Tribunal ſteht, kennt man weder Dankbarkeit noch Sakrilegium, und wenn die politiſche Revolution als Saturn ihre eigenen Kinder frißt, ſo tödtet die logiſche Negation wie Nero ihre eigene Mutter, um nur vom Vergangenen ſich loszumachen. Leider ſchrecken die Menſchen ſehr oft vor ihrer eigenen Logik zurück und haben, indem ſie übermüthig alle Sphären des Lebens vor Gericht fordern, zuletzt den Muth nicht mehr, das Urtheil zu vollziehen, wollen theilweiſe retten, negiren das Chriſtenthum und wollen die Vorſehung, die Unſterblichkeit der Seele beibehalten. Hier zerfallen Männer miteinander, die im engſten Bunde den halben Weg zurückgelegt haben; die Einen bleiben mitten auf der Straße ſtecken wie ein Meilenzeiger, der nur den zurückgelegten Weg anzeigt; die Andern ſchreiten muthig vorwärts und werfen, um ſich zu erleichtern, ihr altes Gepäck weg.

Ja, die Kritik der Vernunft iſt unbarmherzig, ſie gleicht ganz dem franzöſiſchen Konvente; ſie zaudert nicht, das abſolute Sein vor Gericht zu fordern, und für den guten König der Theologie iſt der 21. Januar ebenſo unvermeidlich wie für Ludwig XVI. Solch ein Prozeß iſt der Probirſtein für die Girondiſten, alles Schwache, alles Halbe läuft fort oder lügt, votirt nicht oder votirt ohne Glauben. Indeſſen wähnen die Menſchen, daß ſie nach der Hinrichtung des Königs nichts mehr hinzurichten haben, daß mit dem 22. Januar eine ſtarke Republik beginnen werde, als wenn es hinreichte, Ludwig XVI. zu guillotiniren und keine Monarchie mehr zu haben, Gott zu negiren und keine Religion mehr zu haben. Hier fängt erſt die wirkliche Arbeit an. Die Analogie zwiſchen der Phänomenologie des Schreckens und der Phänomenologie der Logik iſt wunderbar. Man erinnert ſich, daß der Schrecken unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs ſeinen Anfang nahm. Gleich nach ihm beſtiegen die glänzenden, ſchönredneriſchen Girondiſten reſignirt und edel das Schaffot, ſie dauern Einen, aber

man kann sie unmöglich retten. Nach ihnen fiel auch das Löwenhaupt Danton's und das verwöhnte Revolutionskind Camille Desmoulin. Jetzt ist's vorbei, dachte man; aber nein, es war nicht vorbei, denn die Reihe kam jetzt an die unbestechlichen Scharfrichter, sie müssen fallen, weil sie an die Möglichkeit einer Demokratie in Frankreich glaubten, ja sie müssen fallen wie Anacharsis Clootz, der an die Verwirklichung der Verbrüderung der Völker einige Tage vor der Napoleonischen Epoche und einige Jahre vor dem Wiener Congreß glaubte. Derselbe Prozeß geht in der tiefsten Seele des Menschen vor sich. Der Atheismus ist nur ein Anfang, erst eine allgemeine Grundlage. . . .

Was hat aber dieß Alles mit den Junitagen zu schaffen? Es steht in engster Verbindung mit ihnen. Nachdem wir uns von der Vergangenheit losgemacht hatten, waren wir noch nicht frei; trotzdem, daß wir die Vernunft anerkannten und die Republik proklamirten, blieben wir Götzendiener, Sklaven: so stark ist der Drang der Menschen, etwas Höheres anzuerkennen, unter einer Gewalt zu stehen. Wie konnten wir etwas Freies schaffen und organisiren, da wir selbst im Innern noch Knechte von alten Vorurtheilen und kindischem Glauben blieben? Die Freiheit wird der Welt nicht eher erstehen, als bis alles Religiöse sich in's Menschliche, Einfache verwandelt und der Kritik und Negation unterwirft. Die Logik kann kanonisirte Wahrheiten nicht ertragen, sie entweiht sie aus dem Stande der Priester in's Menschliche, sie macht aus den heiligen Geheimnissen offenbare Wahrheiten, sie hält nichts für unantastbar, für heilig, und wenn die Republik sich die Rechte der Monarchie anmaßt, so verachtet sie die erstere so gut wie die letztere, oder noch viel mehr. Die Monarchie hat jetzt keinen Sinn mehr, sie existirt nur noch als Thatsache; aber bei dem Worte der Republik schlägt unser Herz mächtiger, von ihm können wir Rechenschaft fordern. Die Republik hat keine mystischen Entschuldigungen, sie hat kein göttliches Recht für sich, sie steht mit uns auf demselben Boden. Wir verehren die Krone nicht mehr, und das ist sehr gut;

ich sehe auch nicht ein, weshalb wir die phrygische Mütze verehren sollen; wir sind hinaus über das Entsetzen vor dem Verbrechen der beleidigten Majestät, warum sollen wir uns passiv einem wahnsinnigen salus populi unterwerfen? Wahrhaftig, es ist die höchste Zeit, daß der Mensch die Republik, die Gesetzgebung, die Repräsentation, kurz alle Begriffe über den Bürger und sein Verhältniß zu den Andern und dem Staate vor ein ernstes Gericht ruft; bei dieser Gelegenheit kann man dann gleich ganz Frankreich und Europa zitiren. Hinrichtungen wird es viele geben; wir werden uns in die Nothwendigkeit finden, Manches zu opfern, das uns nahe und theuer ist. Es ist aber auch nicht schwer, das zu opfern, was wir hassen. Darin liegt ja gerade der Werth des Opfers, daß wir auch das, was uns theuer ist, hingeben, sobald wir nur überzeugt sind, daß es falsch ist, und in dieser Enthüllung liegt unsere wirkliche That. Wir sind nicht berufen, Früchte zu sammeln, sondern die Vergangenheit hinzurichten, zu verfolgen, sie in allen Kleidern zu erkennen und den Menschen zu zeigen. Faktisch triumphirt jetzt die Vergangenheit, wir wollen sie in der Idee, in den menschlichen Gedanken, in den innersten Ueberzeugungen zu Grunde richten. Wir haben nichts zu schonen, keine Conzessionen zu machen — mit der dreifarbigen Fahne der Conzessionen ist es vorbei, sie ist viel zu naß vom Blute der Junitage. Und was könnten wir denn schonen? Alle Elemente dieser sich zersetzenden Ordnung erscheinen jetzt in ihrer vollständig armseligen Absurdität, in dem widerwärtigsten Charakter der Tollheit. Was soll man denn da ehren, vielleicht die Repräsentation? Was soll man denn da bedauern, vielleicht Paris?

Drei Monate lang hatten die durch das allgemeine Stimmrecht von ganz Frankreich gewählten Menschen nichts gethan. Auf einmal standen sie in ihrer ganzen Größe auf, um der Welt ein Schauspiel zu geben, das man niemals gesehen hat: das Schauspiel von achthundert Menschen, die wie Ein Missethäter und Wütherich handeln. Das Blut floß in Strömen, und diese

fanden kein Wort der Liebe und des Mitleids. Alles Hochherzige, alles Menschliche wurde von ihnen mit einem wilden Schrei der Rache und der Indignation bedeckt, sogar die Stimme des sterbenden Affre konnte diesen polycephalen Caligula, diesen in kupferne Scheidemünze gewechselten Bourbon nicht rühren. Sie drückten die Nationalgardisten, die wehrlose Menschen ohne Gericht todtgeschossen hatten, an ihr Herz. Senard segnete von der Tribune herab den blutigen Cavaignac — und Cavaignac weinte still verschämt ob dieses Segens, nachdem er die gräulichsten Missethaten vollbracht hatte, um das Vertrauen dieser Advokatenseelen zu rechtfertigen. . . . . Aber das ist ja Alles die Majorität! Und wo war denn die Minorität? Der Berg machte sich unsichtbar, die kräftigern Volkstribunen schwiegen still, im Innern ihrer Seele zufrieden und dankbar darüber, daß man sie nicht erschossen und in feuchte Keller geworfen hatte; Allem sahen sie zu, ohne nur den Mund zu öffnen. Sie sahen zu, wie man die Bürger entwaffnete, wie man die Deportationen dekretirte, wie man Menschen ins Gefängniß schleppte für alles Mögliche, unter Andern dafür, daß sie nicht auf ihre Brüder schießen wollten (denn man muß wissen, daß der Mord in jenen Tagen zur heiligen Pflicht wurde und daß derjenige, dessen Hände nicht von Proletarierblut troffen, den Bourgeois verdächtig erschien). Die Majorität hatte wenigstens den Muth, sich offen als Missethäter zu zeigen — aber diese armseligen verächtlichen Freunde des Volkes, diese Rhetoren, diese hohlen Herzen! . . . Nur ein männlicher Schrei des Unwillens, nur eine große Indignation hatte den Muth, sich Luft zu machen. Es war außerhalb der Mauern der Kammer. Der schwarze Fluch des Greises Lamennais wird als Brandmal auf der Stirn jener entsetzlichen Kannibalen haften bleiben und noch schwerer auf jenen Schwächlingen lasten, die so frech waren, das Wort Republik auszusprechen, aber vor dessen Sinne kleinlich erbebten.

Paris! O wie lange glänzte dieser Name als ein leuchtender Stern für die Völker! Wer liebte ihn nicht, wer huldigte

ihm nicht? Aber seine Zeit ist vorbei, man lasse ihn von der Bühne abtreten. In den Junitagen hat er einen Kampf angebunden, den er selbst nie lösen wird. Paris ist alt geworden und die jungen Phantasieen stehen ihm schlecht; entkräftet braucht es starke Erschütterungen, um wieder aufzuleben, es ist an die Bartholomäusnächte und die Septembertage gewöhnt. Leider aber haben selbst die Gräuel des Juni es nicht wieder belebt. Wo wird denn der alte Vampyr noch das Blut der Gerechten finden, welches bei der Illumination am 27. Juni die Lämpchen der siegestrunkenen Bourgeoisie wiederstrahlten? Armes Paris! Alles, was Dir theuer war, kehrt sich gegen Dich! Du liebtest mit Soldaten zu spielen, Du hast Dir einen glücklichen Soldaten zum Kaiser ernannt, Du hast diesen Missethaten, die man Siege nennt, Beifall zugejauchzt, Du hast Triumphbogen und Statuen errichtet, Du hast die bourgeoise Figur des kleinen Korporals auf eine Säule gestellt, damit sie die ganze Welt bewundere, Du hast fünfundzwanzig Jahre nach seinem Kasernendespotismus die Reliquien des Soldaten zu den Invaliden getragen, und jetzt hofftest Du wieder den Anker des Heiles vor Freiheit und Gleichheit in Soldaten zu finden; Du riefest die Horden der verwilderten Afrikaner gegen Deine Brüder, um nicht Dein Gut mit ihnen zu theilen, und ließest sie von der kalten Hand der Mörder par métier niedermetzeln. . . Man lasse Paris also die Folgen seiner Thaten büßen. Es füsillirt ohne Gericht. Das kann nicht ungerächt hingehen, Blut schreit nach Blut, und was wird aus diesem Blute! Wer kann das wissen? Aber möge kommen, was da wolle, es ist genug, daß in diesem Brande des Wahnsinns, des Hasses, der Rache, der Wiedervergeltung und des Haders die Welt untergehen wird, welche den neuen Menschen niederdrückt, welche ihn am Leben hindert, welche die Verwirklichung der Zukunft nicht erlaubt. Ist denn das nicht genug?

Und deswegen lebe das Chaos und die Extermination! Vive la mort! Platz der Zukunft!

Paris, den 24. Juli 1848.

II.

Der LVII. Jahrestag

der

Einen und untheilbaren Republik.

II.

Der sieben und fünfzigste Jahrestag der Einen und untheilbaren Republik.

Ce n'est pas le socialisme, c'est la république.
Ledru-Rollin,
discours au Chalet.

Man feierte unlängst den 1. Vendemiaire des LVII. Jahres der Republik. An diesem Tage erhob die demüthige Montagne zum ersten Male nach den Junimetzeleien wieder ihre Stimme. Alle Aristokraten der demokratischen Republik versammelten sich im Chalet in den Elyseischen Feldern. Ledrü-Rollin hielt eine Rede, voll von rothen Rosen für die Republik und von bittern Stacheln für die Regierung. Bei ihrem Schluß erscholl der laute Ruf: »Vive la république démocratique!« und alle Anwesenden stimmten mit entblößtem Haupte begeistert die Marseillaise an. Die Worte Ledrü-Rollins, die Töne des Hohenliedes der Freiheit und vielleicht auch der Wein beseelten alle Gesichter, die Augen leuchteten und leuchteten um so mehr, als nicht Alles, was im Kopfe lebte, sich über die Lippen wagen durfte. Die Trommel aus dem Lager in den Elyseischen Feldern erinnerte zu sehr an die Nähe des Feindes, an die Fortdauer des Belagerungszustandes und an die Militärdiktatur. Meistentheils waren die Gäste Männer in der Blüthe ihrer Jahre, doch hatten sie sich fast Alle schon in der politischen Arena erprobt. Feurig, begeistert sprachen sie mit einander. Im Charakter der Franzosen liegt viel Muth und Edelsinn, wenn sie sich nur aus der Erbärmlichkeit und dem

Schmutze des Kleinbürgerthums emporgearbeitet haben, welches jetzt ganz Frankreich mit seinem grünen Schlamm bedeckt. Welcher männliche, entschlossene Ausdruck in den Gesichtern, welche hinreißende Entschiedenheit, gleich von den Worten zur That überzugehen, sich unter die Kugeln zu begeben, Barrikaden zu bauen, köpfen zu lassen und sein eignes Haupt aufs Brett zu legen. Ich sah diese Menschen lange an und unversehens stieg in der Tiefe meiner Seele ein unerträglicher Gram auf, der sich über alle meine Gedanken verbreitete. Unendlich dauerte mich dieser Haufe von edlen hingebenden und begeisterten Menschen, die die Blüthe der neuen Generation in Frankreich vorstellten. Arme, unglückliche Leute! — Man glaube nicht, daß ich sie bedauerte, weil sie möglichenfalls nicht bis zum 1. Brümaire oder Nivose des Jahres **LVII** leben werden, daß sie vielleicht nach ein paar Wochen hinter den Barrikaden, auf der Galeere, in den Deportationen, ja auf der Guillotine verschwinden werden, oder daß man sie vielleicht nach der neuen Mode Alle mit gebundenen Händen in einen Winkel des Carousselplatzes hineinjagt und dort todtschießt. Das Alles ist sehr traurig, lastete indessen nicht auf meiner Seele, mein Gram war viel tiefer. — Mich schmerzte ihr offenherziger Irrthum, ihr gewissenhafter Glaube an Unmöglichkeiten, ihre feurigen Hoffnungen, die sich so wenig realisiren können wie die edlen Phantasieen des ritterlichen Don Quixote. Sie dauerten mich, wie einen Arzt die Kranken dauern, welche in ihrer Brust den Tod tragen, ohne ihn im Geringsten zu ahnen. Was für schreckliche Leiden bereiten sich diese Männer! Sie werden sich wie Helden schlagen, ihr Leben lang arbeiten und doch keinen Erfolg haben; sie werden ihre Kräfte, ihr Blut, ihr Leben hingeben und am Ende doch einsehen, daß sie gar nicht das thaten, was sie hätten thun sollen. Sie werden mit bittern Zweifeln an der Menschheit sterben, die gar nicht schuldig ist; oder noch schlimmer, sie werden in ihre Kindheit zurückfallen, noch nach Jahrzehnten wie jetzt alle Tage die Verwirklichung ihrer Republik erwarten, indem sie

die Zuckungen eines Sterbenden für Geburtswehen halten. Die Republik, so wie sie sie verstehen, ist ein abstrakter, nicht zu verwirklichender Gedanke, eine Frucht der theoretischen Spekulation, eine idealistische Transfiguration des schon Existirenden. Ihre Republik ist die letzte Phantasie, der poetische Wahn einer absterbenden Welt; in diesem Wahne liegt auch eine Prophezeiung, aber eine solche, die sich erst auf das Leben nach dem Tode dieser Welt bezieht, und eben dieß verstehen diese Menschen der Vergangenheit trotz ihres revolutionären Feuers nicht. Sie sind auf Leben und Tod mit dieser Welt verbunden und glauben immer, daß diese Greisin wieder jung werden könne, wie Odysseus; sie verstehen nicht, daß die winzigste Realisation ihrer Ideale dem Bestehenden sofort den Todesstoß geben muß; sie verstehen nicht, daß es keinen schrofferen Widerspruch gibt, als zwischen ihren Hoffnungen und der alten Ordnung; sie verstehen nicht, daß das Eine nicht Platz im Andern hat, daß das Eine sterben muß, damit das Andere am Leben bleibt. Weil sie das nicht verstehen, können sie sich von den alten Formen nicht losmachen, die sie für ewige, unwandelbare Normen halten. Deshalb haben ihre Utopien nur den Namen und die Farbe der Zukunft, während sie ihrem Wesen nach der Vergangenheit angehören und darum immer und ewig Utopien bleiben werden.

Warum wissen sie das nicht!

Ihr Grundfehler besteht darin, daß sie, hingerissen von edler Liebe zu dem Nächsten und zur Freiheit, sich in den Kampf stürzten, ohne alle alten Fesseln abgestreift zu haben. Sie besaßen Kraft genug, die schweren eisernen Ketten wegzuwerfen, aber sie bemerkten nicht, daß sie in den Mauern eines Gefängnisses frei wurden. Sie wollen den Wänden, ohne sie einzureißen, eine andere Bestimmung geben; aber kann man den Plan eines Gefängnisses einem freien Leben zum Grunde legen? — Die alte katholische feudale Welt hat alle Evolutionen, deren sie fähig war, zurückgelegt, sie hat alles in ihr lebende Wahre und Falsche aus sich entwickelt, am Ende ist sie ausgezehrt, und wenn

sie auch noch lange in diesem Zustande fortexistiren kann, so wird sie sich innerhalb ihrer Sphäre doch nie wiedergebären. Jeder Schritt zur Verwirklichung des socialen Gedankens der Gegenwart ist ein Herausgehen aus dieser Welt. . . . Herausgehen, das ist es eben, was bedenklich macht; wohin? Was liegt denn auf der andern Seite der Mauern? Leerer Raum, unendliche Breite, Freiheit und kein gebahnter Weg. Ist das nicht entsetzlich; kann man gehen, ohne zu wissen, wohin; kann man das Alte verlieren, ohne zu sehen, was man gewinnt? Ja, das Alles ist wahr; aber hätte Kolumbus so weise räsonnirt, so würde er nie die Anker seiner Schiffe gelichtet haben. War es denn nicht ein Wahnsinn, einen Ozean zu durchsegeln, den vor ihm Niemand durchfurcht hatte; auf ein Land loszusteuern, dessen Existenz noch in Frage stand? Mit diesem Wahnsinn entdeckte Kolumbus aber die neue Welt. Freilich wäre es leichter, wenn die Völker von einem schon ganz in Stand gesetzten Hotel garni in ein anderes, noch viel besseres übersiedeln könnten; man bedenke aber, daß es Niemanden gibt, der die Hotels einrichten kann. In der Zukunft ist es noch schlechter als im Ozean, da findet sich noch gar nichts, sie wird erst so, wie die Menschen und die Umstände sie aus sich herausbilden werden. — Ist man zufrieden mit der alten Welt, so muß man sie mit aller Anstrengung bewahren, denn sie ist schwach und kann nicht lange solchen Schlägen, wie dem 24. Februar, Widerstand leisten. Wem es aber unerträglich ist, in diesem ewigen Zerwürfniß der Ueberzeugungen und des Lebens zu existiren, Eins zu denken und Anders zu handeln, der gehe muthig auf seine eigene Faust aus den mittelalterlichen, restaurirten Spitzbögen heraus. Eine kühne Verwegenheit führt manchmal weiter als alle Klugheit. Ich weiß sehr gut, daß das nicht leicht ist; es ist kein Spaß, sich von Allem, womit man aufwuchs und erzogen wurde, zu trennen. Die Menschen, von denen hier die Rede ist, suchen auch nicht das Leichte, sie sind bereit, Vieles zu opfern; aber ihr Unglück ist, daß sie nicht das

opfern, was man opfern muß. Sind sie z. B. bereit, die Civilisation, ihre Lebensweise, ihre Religion, ihre gemachte Moral, ihren Gott aufzugeben? Und weswegen? Um alle jene mit so großen Anstrengungen erlangten Früchte zu verlieren, mit denen die Welt drei Jahrhunderte lang prahlt, um ein reiches civilisirtes Greisenthum mit einer wilden, unentwickelten Jugend zu vertauschen; um für wohlgepflegte Parks und Gärten wilde Wälder und unbebaute Felder zu wählen. Wer wird denn sein ererbtes Schloß niederreißen, um nur die Freude zu haben, bei der Grundsteinlegung eines neuen anwesend zu sein? Die Forderung wäre thöricht. Sie wurde mit andern Worten von Christus gestellt.

Die Liberalen haben lange mit der Idee der Revolution schön gethan und gespielt, sie haben endlich ihren 24. Februar herausgespielt. Da wurde es etwas ernster. Der Volksorkan führte sie auf die Spitze eines Thurmes und zeigte ihnen, wohin sie gingen und wohin sie die Andern führten. Als sie von dieser Höhe die zu ihren Füßen gähnende Kluft wahrnahmen, erblaßten sie, denn sie sahen, daß nicht nur das hineinfällt, was sie für ein Vorurtheil hielten, sondern auch alles das, was ihnen als ewig und wahr erschien. Voller Angst klammerten sich die Einen an die fallenden Wände, warfen sich die Andern mitten im Wege auf die Kniee und betheuerten, daß sie mit dem Geschehenden nichts gemein hätten. So kam es, daß Menschen, welche die Republik proklamirt hatten, zu Scharfrichtern der Freiheit wurden; so kam es, daß die liberalen Namen, die Jahrzehnte lang in unsern Ohren freudig widerklangen, jetzt die retrogradesten sind. Der Geist, den sie heraufbeschworen haben, hat ihre Seele, wie den Faust, mit Angst erfüllt, sie wollten Freiheit, sie wollten Republik, aber in einem kleinen beschränkten literarisch-parlamentarischen Kreise. Außerhalb desselben werden solche Fortschrittsmänner zu Konservativen. Neues gibt es da nichts. So fanden ja auch die Rationalisten große Freude an den Erläuterungen der religiösen Mysterien, so dachten sie niemals, daß ihre

Forschungen, die in der Furcht Gottes anfingen, direkt zum Atheismus, daß ihre Kritik der kirchlichen Angelegenheiten zur Negation aller Religion führen mußte — und deshalb dieser Schrei des Entsetzens gegen Feuerbach. Die politischen Rationalisten aller Länder, besonders seit der Zeit der Restauration, riefen im Namen der Freiheit, im Namen der Leiden der Unterdrückten, im Namen des Hungers der Armen beständig alle Völker zur Zerstörung der feudalen Monarchie; sie freuten sich der Parforcejagden gegen die Minister, von denen sie Unmögliches forderten, sie freuten sich, als eine feudale Stütze nach der andern fiel; doch als erst die Kuppel zu wackeln anfing, da erstarrten sie vor Entsetzen, und sahen, daß sie viel weiter gekommen waren als sie gewünscht hatten. Die Ereignisse gaben ihnen gleich die erwünschte Gelegenheit, stehen zu bleiben, denn sie sahen jetzt nicht in Büchern, nicht in parlamentarischen Plaudereien, nicht in philanthropischen Sentimentalitäten, sondern in der Wirklichkeit den Proletarier sich hinter den eingefallenen Mauern emporrichten. Nun da war er, der unglückliche arme „Bruder", über dessen Loos sie vorher so sehr geweint hatten, da war er mit seinen rußigen Händen, in seiner zerrissenen Blouse. Er wollte sich bei den „Brüdern" erkundigen, worin sein Antheil an dem Errungenen, worin denn seine Freiheit und seine Gleichheit bestehe. Als die Liberalen diese freche Undankbarkeit sahen, verloren sie den Kopf und griffen zu den Waffen. .... Nach einer Kanonade von vier Tagen verbargen sie sich vor den „unglücklichen Brüdern" hinter den Bajonnetten des Belagerungszustandes, die Civilisation und Ordnung rettend.

Sie haben Recht; aber warum waren sie denn so inconsequent, warum haben sie denn früher die Stützen der Monarchie untergraben, wie konnten sie denn nicht verstehen, daß nach der Vertilgung der Monarchie sich die Revolution nicht mit der Vertreibung einer königlichen Dynastie begnügen würde? Sie freuten sich wie die Kinder, daß sie, ehe Louis Philipp nur Zeit hatte, bis nach St.-Cloud zu kommen, schon eine neue Regierung

im Hotel de Ville besaßen. Sie begriffen nicht, wie eben die Leichtigkeit dieser Umwälzung der beste Beweis war, daß sie nicht viel auf sich hatte. Die Liberalen waren vollkommen zufrieden; aber als jetzt das Volk seine Stimme hören ließ und, ihre Worte wiederholend, sie an ihr Versprechen mahnte, da erst sahen sie, daß der Spaß Ernst war, da verläugneten sie, wie Petrus, drei Mal ihren Meister, die Revolution, und wurden aus Verfolgten zu Verfolgern. So haben Luther und Calvin die Wiedertäufer verfolgt. In diese schiefe Stellung gerathen alle Reformatoren. Das sind Menschen, die nur die Brücken schlagen, während Andere auf's jenseitige Ufer gehen. Für sie ist keine Lage günstiger, als die unentschiedene Dämmerung des Konstitutionalismus. Sie glaubten, ihre frommen Wünsche für die Demokratie seien in den alten Formen des europäischen Staatslebens verwirklicht, und sie standen da, wie betäubt, als sie die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe sahen. — Die Formen des europäischen Staatslebens, ihre Civilisation, ihr Gutes und Schlechtes sind nach ihrer eigenen Substanz berechnet, haben sich aus eigenthümlichen Begriffen entwickelt, aus eigenen Forderungen gebildet. Bis zu einem gewissen Grade sind diese Formen, wie alles Lebendige, veränderlich, aber wie alles Lebendige sind sie nur bis zu einem gewissen Grade veränderlich. Ein Organismus kann von seiner normalen Bestimmung abweichen, kann sich manchen Einflüssen fügen, kann zu Manchem erzogen werden, aber nur so weit, als die Abweichung nicht seine Individualität, eben das negirt, was seine Persönlichkeit ausmacht. Wenn aber der Organismus solchen Einflüssen begegnet, so geräth er nothwendiger Weise in einen Kampf und wird entweder Herr der fremden Einflüsse oder unterliegt ihnen. Das Phänomen des Todes besteht nur darin, daß die constitutiven Elemente des Organismus ein anderes Ziel einschlagen; sie gehen nicht unter, die Persönlichkeit allein geht unter; die Elemente treten in eine Reihe von ganz anderen Beziehungen und Erscheinungen. So ist es auch in der politischen Welt. Freilich wird Frankreich nicht

durch eine soziale Umwälzung vom Erdboden verschwinden, aber es kann nicht das Frankreich Ludwig's XIV., Napoleon's und der Restauration bleiben. Die Staatsformen Frankreichs und aller europäischen Mächte sind ihrem innern Begriffe nach unverträglich mit der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung. Jede nicht rhetorische, sondern wirkliche Realisation dieser Ideen wird zu einer vollkommenen Negation und zum Tode des Europäischen Lebens führen. Keine Konstitution, keine Regierung ist im Stande, der feudal-monarchischen Gesellschaft eine demokratisch-soziale Gestaltung zu geben, ohne eben alles Feudale und Monarchische zu Grunde zu richten. Nun aber ist das Europäische Leben durch und durch christlich und aristokratisch, unsere Civilisation, unsere Lebensweise, die ganze Staatsorganisation entwickelte sich aus diesen christlich-aristokratischen Zuständen, und alle Abweichungen und Entwicklungen, welche die Zeit in die Europäischen Angelegenheiten hinein brachte, waren doch ihrem Ursprunge treu: das katholische Rom, das blasphemirende Paris, das philosophirende Deutschland, so verschieden sie sind, sind doch christlich feudal. In dem einen oder anderen Theile Europa's können die Menschen etwas freier und etwas gleicher, nirgends aber, so lange diese Staatsformen noch existiren, frei und gleich sein. Das wußten alle konsequenten Konservativen, und deßhalb machten sie alle möglichen Anstrengungen, um das alte Gebäude aufrecht zu erhalten. Man glaube nicht, daß ein Metternich oder Guizot nicht die Mängel der bestehenden Staatsverfassungen eingesehen; aber sie wußten auch, daß diese Mängel so tief in dem ganzen Organismus wurzelten, daß das ganze Gebäude stürzen mußte, sobald man sie nur anrührte. Durch diese Einsicht wurden sie zu Kämpfern des status quo. Die Liberalen haben anders gehandelt: sie entfesselten die Demokratie, und als sie neue Bahnen einschlagen wollte, forderten sie beleidigt, daß man zur alten Ordnung zurückkehren solle. Wer von ihnen hat Recht? Im Wesentlichen haben beide Theile Unrecht, denn sie begingen reelle Missethaten, um bei einem unreellen Ziele anzukommen; überhaupt

braucht man einem Sterbenden keinen Moschus zu geben, um seine Agonie zu verlängern, um so weniger, wenn man ihn so theuer bezahlt. Freilich kann Metternich jetzt zu seiner Rechtfertigung sagen: „Seht, kaum bin ich ein Jahr von der Regierung abgetreten, so zerfällt Oesterreich und geht unter!" aber wir könnten ihm antworten: „Welche Nothwendigkeit erheischt denn die Existenz Oesterreichs? Etwas wird doch herauskommen, wenn nicht ein slavisches, so doch ein ungarisches Reich oder zwei, drei neue Staaten." Ebenso albern ist es, eine Civilisation zu vertheidigen, wenn ihre Stunde geschlagen hat, ja es ist um so alberner, als sie selbst das Heraustreten aus ihren Formen als den einzigen Weg des Heiles zeigt. Außerdem können weder die Konservativen mit ihrer Geschicklichkeit, noch die politischen Republikaner mit ihrer Beschränktheit den Strom hemmen, der sich sein Bett schon so tief gegraben hat. Sie können höchstens Glas und Scherben auf den Weg streuen, damit man sich die Füße daran zerschneide. Die Macht der sozialen Idee ist besonders seit der Zeit unüberwindlich geworden, als der wahre Feind der bestehenden Staatsorganisationen, der Proletarier und Arbeiter, von ihr Kunde erlangten. Ihnen wurde alles Bittere zu Theil, was diese soziale Organisation enthielt, während sie ihnen keine einzige Frucht zukommen ließ. Uns thut es noch leid um die alte Ordnung der Dinge, sie war ja auch nur für uns gut, wir sind von ihr erzogen, wir sind ihre Lieblingskinder. Wir sehen freilich ein, daß es mit ihr aus ist, aber wir können ihr eine Thräne des Mitleides nicht versagen. Werden aber auch die von der Arbeit erdrückten, von Hunger abgezehrten und von Ignoranz kretinisirten Massen ob ihres Unterganges weinen? Sie waren ja die uneingeladenen Gäste beim Bankett des Lebens, von welchem die Oekonomisten sprechen, ihre Niedergedrücktheit war ja eine nothwendige Bedingung für unsere Entwickelung. Unser ganzes civilisirtes Leben, unsere literarische und wissenschaftliche Kultur, unsere artistischen und ästhetischen Studien setzen einen Zustand voraus, dem immerwährend von Anderen vorgearbeitet wird; die Einen müssen arbeiten, um den

Andern die erforderliche Muße für ihre physische Entwickelung zu geben. In allen Sphären muß schon die niedrige Arbeit gethan sein, damit wir die thätige Ruhe haben können, welche dem Denker zur Sammlung, dem Künstler zum Schaffen, dem Epikuräer zum Genießen nöthig ist, und welche die reichen und poetisch launigen Individualitäten der Aristokratie entwickelt. Wer weiß nicht, welche Frische die Entfernung aller materiellen Sorgen dem Geiste gibt, und wer weiß nicht, daß diese Form des Staates keinem Menschen auch nur das Hinreichende geben kann? Unsere Civilisation ist eine Civilisation der Minorität, sie ist nur möglich durch die Majorität der an die Scholle geketteten Arbeiter. — Ich bin weder Moralist noch sentimentaler Mensch; da das Leben der Minorität sich schön und frei entwickelte, und die Majorität nichts dagegen hatte, sondern dazu schwieg, so scheint mir diese Form in der Vergangenheit gerechtfertigt zu sein. Mir thun die zwanzig Generationen von Deutschen, die geopfert wurden, um es zu einem Göthe zu bringen, gar nicht leid; ich freue mich, daß die Abgaben der pskowischen Bauern zur Erziehung eines Puschkin dienten. Die Natur ist zugleich Mutter und Schwiegermutter; sie hat nichts dagegen einzuwenden, wenn zwei Drittel ihrer Erzeugnisse für die Nahrung des andern Drittels drauf gehen. Können nicht Alle gut leben, so ist es doch besser, daß wenigstens Einigen die Möglichkeit dazu gegeben ist, besser, daß Einer sich auf Kosten des Andern breit und vollkommen entfaltet, als daß Alle auf niedriger Stufe stehen bleiben. Nur von diesem Standpunkte aus kann man die Aristokratie begreifen; indessen muß man trotz dieser Erklärung einsehen, daß die Aristokratie nichts anderes als eine mehr oder weniger civilisirte Anthropophagie ist. Ein Kannibal, welcher seinen Gefangenen frißt, ein Grundherr, der von seinem Lande hohe Zinsen nimmt, ein Fabrikant, der sich auf Kosten seines Arbeiters bereichert, stellen nur kleine Variationen und Abstufungen einer und derselben Menschenfresserei vor. Man glaube ja nicht, daß ich

sie dadurch beleidigen will, im Gegentheil bin ich bereit, die wirkliche Anthropophagie in Schutz zu nehmen. Wenn ein Mensch so tief sinkt, daß er sich selbst und Andere für ein Gericht halten kann, und wenn sich ein Stärkerer findet, der ihn zu fressen Lust hat, so sehe ich keinen Grund, weßhalb dieser jenen nicht fressen soll. So lange die aristokratische Minorität das Leben ganzer Generationen absorbirte, ohne nur zu bemerken, weßhalb ihre Lage sich so schön und gut gestaltete, so lange die Majorität Tag und Nacht arbeitend nicht einsah, daß der ganze Erfolg ihrer Arbeit für Andere war, so lange beide Theile das für die natürliche gesetzliche Ordnung hielten, so lange konnte sich die Welt der Anthropophagie aufrecht erhalten. Die Menschen nahmen sehr oft eine Gewohnheit, ein Vorurtheil, einen Irrthum für eine absolute Wahrheit und fühlten dann nicht deren Druck; aber wenn sie erst einmal verstehen, daß eine ihrer Wahrheiten absurd ist, dann ist es aus damit, dann kann man den Menschen nur mit brutaler Gewalt dahin bringen, daß er sich dem erkannten Irrthume fügt. Man versuche es, Fastentage zu verordnen, ohne sich auf den Glauben der Menschen zu stützen. Es ist ebenso schwer, einen Ungläubigen mit Gewalt zu deren Beobachtung zu zwingen, als es leicht ist, einen Gläubigen dazu zu bewegen. Zu diesem Unglauben sind wir jetzt in der sozialen Frage gekommen. Der Arbeiter will nicht mehr sein Leben lang für einen Anderen arbeiten, er will es nicht, und darin liegt eben das Amen der Anthropophagie. Man bereite sich darauf vor, von der behaglichen Muße Abschied zu nehmen. Die Majorität will sich nicht mehr absorbiren lassen, um der Minorität ein prachtvolles, üppiges Leben zu schaffen. Deßhalb muß die abgelebte Civilisation zu Grunde gehen. In der Idee ist ja die Exploitation des Menschen durch den Menschen wirklich schon zu Grunde gegangen, weil sie eben Niemand für etwas Gerechtes hält.

Die bestehende Welt kann dem Sozialismus keinen Widerstand leisten. In wessen Namen wird sie sich vertheidigen?

Ihre Religion ist schwach, ihr Staatsprincip hat keine Autorität mehr, die politische Revolution zerfrißt sie, wie ein Krebs im Innern ihrer eigenen Brust. Was für eine Impotenz, etwas zu schaffen, zu organisiren! Jeder Mensch beginnt, diese dumpfe Schwere des Lebens zu fühlen, Alle sind müde, für Alle wird die Existenz schlechter. Das ist ein großes Symptom. Wo findet man jetzt dies ruhige kontemplative Leben in der Sphäre des Wissens und der Kunst, in welcher die Deutschen sich früher so wohl fühlten; wo ist dieser Taumel der Begeisterung, der Pracht, des Salonlebens, in welchem sich sonst das ganze hingerissene Paris bewegte? Alles das ist Reminiszenz und Vergangenes. In Paris ist es langweilig, in London unerträglich, in andern Städten noch viel schlechter. So weit schon weicht der innere Mensch von dem äußern ab. Alles wird kleiner und welker. Kein Talent mehr, keine Schaffungskraft, keine Macht des Gedankens und des Willens! Unsere Civilisation hat die Periode ihrer Glorie überlebt. Schiller's und Göthe's Zeit ist ebenso dahin geschwunden, wie die Zeit Rafael's und Buonarotti's, Voltaire's und Rousseau's, und nicht nur das, unsere Civilisation überlebte auch die Epoche der glänzenden Industrie, sowie sie früher die Epoche der glänzenden Aristokratie überlebt hat. Wir werden ärmer, ohne Jemanden zu bereichern, der Kredit sinkt, der Handel stockt, Alle leben von einem Tage zum andern, die Lebensweise wird immer weniger und weniger ästhetisch, Alles zieht sich zusammen, beschränkt sich, die Sitten der kleinen Bourgeoisie werden zu den Sitten der ganzen Welt. Unsere Zeit erinnert mich immer ans dritte und vierte Jahrhundert nach Christus, wo selbst die Laster Rom's schon untergegangen waren, wo die Kaiser schläfrig und apathisch wurden, wo ein innerer Gram die energischen Menschen so tief quälte, daß sie in die Wüsteneien der Thebaide liefen, um nur dem Anblick dieser absterbenden Welt zu entgehen, wo Menschen ihre goldenen Talente auf die Straßen warfen, und als Bettler für immer aus ihrem Vaterlande flohen. Diese Zeit beginnt jetzt für uns, un-

sere Schwermuth vergrößert sich mit jedem Tage. Büßet, meine Herren, büßet Eure Sünden, denn die Tage des Gerichtes sind gekommen, retten werdet Ihr Eure Welt nicht, weder mit dem Belagerungszustande noch mit einer Republik, weder mit Hinrichtungen noch mit Wohlthaten. Ihr werdet sie nicht retten mit der Vertheilung der Felder; denn was habt Ihr Gemeines mit der neu erstehenden Welt? Seht zu, wie weit schon in Frankreich der Kampf der Parteien gegangen ist: so weit, daß sie einander gar nicht mehr verstehen. Wenn es in einem Kampfe so weit gekommen ist, so gibt es aus ihm keinen Ausgang mehr; es muß eben die eine Seite vollkommen untergehen, Sozialismus oder Monarchie.

„Es wird doch schwer, sich den Sieg des Sozialismus vorzustellen." Unmöglich erschien ja auch der Triumph des Christenthums. Ich denke mir manchmal einen Tacitus oder Plinius. Wie klug, wie erfahren beurtheilten sie die kleine Sekte der Nazarener, wie geistvoll kritisirten sie alle diese Pierre Leroux's und Proudhon's, die mit ihren energischen und halb wahnsinnigen Reden aus Judäa nach Rom kamen; wie mächtig, wie unerschütterlich stand das große Kaiserthum diesen Propagandisten gegenüber da! ... „Aber wo sind denn die neuen Christen, die sich zum Anbauen, wo die Barbaren, die sich zum Herunterreißen anschicken?" ... Sie bewegen sich unter der Erde, wie eine schwer fließende Lava, bis ihre Stunde gekommen ist. Wenn aber diese Stunde kommen wird, dann wird man kaum den Ort finden können, wo Herkulanum und Pompeji standen. Das Gute wird mit dem Schlechten untergehen, der Gerechte mit dem Schuldigen fallen, das wird kein Gericht, keine Untersuchung, das wird ein Kataklysmus. Diese Lava, diese Barbaren, diese Nazarener, welche die alte Welt schließen, sind viel näher als man glaubt. Jene sind es, die vor Hunger, Kälte und Müdigkeit über unsern Häuptern und unter unsern Füßen, in den Mansarden und Kellern sterben, während wir au premier mit vollen Gläsern klug und weise über den Sozialismus philosophiren. Auch früher war es so; aber früher wuß-

ten diese Menschen nicht, daß das sehr dumm ist. Zu diesen hausgenössischen Barbaren kommen noch fremde hinzu. Eine große Völkerrace steht an den Grenzen Europa's, die, wie die Proletarier, von der Europäischen Civilisation nur Unglück als Mitgift erhalten hat, und die ihrem National-Charakter nach ihre Hand viel eher dem wildesten Kommunismus als dem wohlbestellten Europäischen Staatsregimente reichen wird.

Muß denn wirklich jede neue Form des Lebens für die Menschheit mit einer Nacht der Barbarei und mit schrecklichen Verlusten beginnen? Viele empören sich dagegen; ich finde hier aber viel Tröstliches. Diese Verluste sind ein Beweis für mich, daß jede geschichtliche Phase eine vollkommene Wirklichkeit, eine wahre Individualität, und nicht nur Mittel, sondern etwas Errungenes ist. Deßhalb hat jede Epoche ihr Gutes, ihr Wohl, das nur ihr angehört und mit ihr untergeht. Die römischen Patrizier haben in ihrer Lebensweise nicht viel gewonnen, als Rom christlich wurde, die Aristokraten lebten vor der Revolution besser und reicher als jetzt, die gebildete Minorität, die jetzt alle Kräfte absorbirt, wird bestimmt weniger gut leben, wenn die große erwartete Umwälzung eintritt.

Das Alles ist richtig, wird man sagen; aber doch hat der Gedanke von der Zerstörung einer ganzen Welt mit einer so reichen Entwickelung und Civilisation etwas Zurückschreckendes. Die Natur selbst, nachdem sie sich mehr und mehr organisirt hat, greift nicht zu diesen schrecklichen Kataklysmen, von welchen uns die Erdrinde Zeugniß gibt, indem sie voll von Knochen ganzer in geologischen Revolutionen umgekommenen Thier-Bevölkerungen ist. Desto mehr ist die harmonische ruhige Metamorphose der selbstbewußten historischen Entwickelung der Natur eigen. Die Natur hat weder Vorliebe noch Haß gegen die schroffen Umwälzungen, in ihr ist das Element des Konservatismus ebenso stark als das der Revolution; die Natur hat nichts gegen die Fortdauer des Alten und Unnützen, aber sie schonte auch nicht die Mamuths und Mastodonten, als sie die Oberfläche der Planeten einzurichten hatte. Die

Umwälzung, die jene Thiere zu Grunde richtete, war nicht gegen sie gerichtet; wenn sie sich hätten retten können, so wären sie ganz geblieben und könnten dann, umringt von einem für sie ungeeigneten Zustande, still und ruhig ausarten. Die Mamuths, von welchen man Knochen und Haut noch in den sibirischen Eisfeldern findet, haben sich sehr wahrscheinlich vor der geologischen Umwälzung gerettet. Das waren die Komnenen und Paläologen in der feudalen Welt. Die Natur hat freilich nichts dagegen, ebensowenig die Geschichte; wir unterschieben beiden eine sentimentale Persönlichkeit und vergessen, daß unsere Sprache metaphorisch ist, wir vergessen den ewigen Anthropomorphismus und nehmen die Art und Weise, Etwas zu sagen, für die Sache selbst. Ohne diese Absurdität zu merken übertragen wir unsere kleinen Grundsätze, unsere häusliche Wirthschaft in die kosmische Oekonomie, für die das Leben der Generationen, der Völker und ganzer Planeten im Vergleich zu dem allgemeinen Fluß der Bewegung und Entwickelung keinen Bestand hat. Für die Natur, die uns, den Subjektiven, Persönlichen, nur das Subjektive und Persönliche Liebenden, vollständig entgegengesetzt ist, ist das Untergehen der Individualitäten der Staaten und Welten die Erfüllung derselben Nothwendigkeit, derselben Spiele des Lebens, wie das Emporkommen des Neuen. Aus ihren breiten Umarmungen kann ja nichts herausfallen, sollte es sich auch noch so sehr verwandeln und umgestalten.

Paris, den 1. Oktober 1848.

An Georg Herwegh.

An G. Herwegh.

Lieber Herwegh! Sie wollten meine russischen Grübeleien über die Geschichte der Gegenwart in deutscher Sprache sehen. Da sind sie; ich schenke sie Ihnen mit ganzem Herzen. Neues werden Sie in ihnen nicht finden. Wir haben so viel und so traurig von all' diesen Dingen geredet, daß es ziemlich schwer wäre, ihnen Etwas hinzu zu fügen. Unterdrückt von dem kraftlosen Greisenthum der Welt, in welcher Sie leben, haben Sie dieselbe, körperlich in ihr bleibend, verlassen, um sich zu orientiren, zu konzentriren. So kamen Sie zu Einer Ansicht mit mir, der ich mich aus einer unreifen, noch in bewußtloser Kindheit schlummernden Welt entfernte. Es war Ihnen schwül in den schwarzen Wänden, die, längst zerklüftet, stündlichen Einsturz drohten; mir wurde es schwül von der Feuchtigkeit, vom Kalkgeruch und dem Sparrenholz eines unbeendigten Gebäudes. Man kann weder in einem Hospital, noch in einem Findelhause leben. Von entgegengesetzten Seiten ausgehend treffen wir in einem Punkte zusammen. Fremd zu Hause fanden wir ein gemeinsames Terrain in der Fremde. Ich muß zugeben, daß meine Arbeit nicht so schwer war, als die Ihrige. Mir, dem

Ankömmling aus einer andern Welt, wurde es leicht, mich von der Vergangenheit zu befreien, welche ich nur aus Hörensagen kannte, aber nicht persönlich durchlebt hatte. Die Lage der Russen ist in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerth. Wir sind sittlich freier als die Europäer, nicht nur, weil wir von den großen Erlebnissen der westlichen Entwickelung nicht unterjocht sind, sondern auch weil wir von unserer eigenen Vergangenheit frei sind. Unsere Geschichte ist arm; ihre Negation war die erste Bedingung unseres neuen Lebens. Von der Vergangenheit blieb uns nur das Volksleben, der Volkscharakter, die Krystallisation des Staates. Alles Uebrige ist Element der Zukunft. Göthe's Worte über Amerika passen sehr gut auf Rußland:

„Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit."

Ich kam als Ausländer nach Europa; Sie haben sich zum Ausländer gemacht . . . . Nur einmal für einige Momente fühlten wir uns heimathlich. Das war im Frühling 1848, und wie schrecklich haben wir für diesen Traum gebüßt, als wir am Rande der Kluft erwachten, an welcher das alte und blinde Europa steht, nachdem es seine Sinne, seine Energie und Initiative verloren hat. Wir sahen mit Entsetzen, wie die abgelebten occidentalischen Staaten gleich einem blinden Bettler, der von ungezogenen Buben irre geführt wird, noch weiter von Rußland in's Verderben gestürzt wurden. Wir suchten uns nicht zu täuschen. Mit innerem Grame studirten wir die schreckliche Lage bis an's Ende, wir machten uns gefaßt auf jede Katastrophe. Einige flüchtige Bemerkungen aus der Gedankenreihe, die uns in letzter Zeit beschäftigten, kamen in diese Gespräche, deswegen haben sie Ihnen gefallen; Anderen werden sie nicht gefallen, am wenigsten den Menschen, die mit uns auf demselben Ufer stehen. Der

Mensch liebt überhaupt die Wahrheit nicht, aber wenn sie ihn über seine theuersten Wünsche und Phantasien enttäuscht, wenn er sie kaufen muß um den Preis seiner Hoffnungen und Erwartungen, dann haßt er sie, wie wenn sie daran Schuld wäre. Unsere Freunde sind so eitel in ihren Hoffnungen und nehmen das Geschehene so leicht! Außer sich über die Reaktion, betrachten sie dieselbe doch als etwas Zufälliges, schnell Vergängliches, leicht Heilbares, das weder tiefen Sinn, noch weit verbreitete Wurzeln hat. Wenige wollen einsehen, daß die Reaktion mächtig ist — weil die Revolution schwach war; die politischen Demokraten erschraken vor den Sozial-Demokraten: die Revolution zerfiel in sich selbst. Alle Hoffnungen auf eine allmälige ruhige Entwickelung sind verschwunden, die Uebergangsbrücken abgebrochen; entweder wird Europa den schrecklichen Schlägen, dem Schütteln oder Rütteln des Sozialismus unterliegen, sowie Rom einst dem Christenthum unterlag, oder Europa wird, so wie es ist, mit seiner Routine statt der Gedanken, mit seiner Abgelebtheit statt der Energie den Sozialismus bewältigen und als ein zweites Byzanz sich in langjähriger Apathie hinschleppen, indem es andern Völkern, andern Ländern die Entwickelung, die Zukunft, die Thätigkeit abtritt. Sollte noch ein Drittes möglich sein, so ist es das Chaos eines allörtlichen Kampfes ohne Sieg von der einen oder der andern Seite, eines allgemeinen Aufstandes und Gährens, die zum Despotismus, zum Terrorismus und zur Extermination führen werden. Darin liegt nichts Unmögliches; wir haben den Anfang einer Epoche der Thränen und Leiden, des Heulens und Zähneklapperns erlebt, wir haben gesehen, wie ihr Charakter sich von beiden Seiten bezeichnete. Man denke nur an die Juniinsurrektion und ihre Unterdrückung. Von der Zeit an haben sich die Parteien noch mehr erbittert; man schont nichts mehr und der Mittelstand, der Jahrhunderte lang so viel Arbeit, so viel Anstrengungen aufgeboten hat, um einige Rechte und etwas Frei-

heit zu erringen, ist bereit, Alles wieder zu opfern. Er sieht ein, daß er nicht einmal auf dem legitimen Boden eines Polignac und Guizot stehen kann, und geht mit Bewußtsein zu den Zeiten der Bartholomäusnacht, des dreißigjährigen Krieges und des Ediktes von Nantes zurück, hinter welchen man Barbarei, Zerfallen, neue Völkergruppen und schwache Anfänge einer künftigen Welt spürt. Das geschichtliche Aufkeimen braucht viel Zeit; es bedurfte fünf finsterer Jahrhunderte, um die christliche Welt nur einigermaßen zu organisiren, nachdem schon fünf Jahrhunderte über der Agonie der Römischen Welt vergangen waren.

Schwere Zeit! Alles um uns herum zersetzt sich; Alles wird unstät und unbrauchbar, die schwärzesten Vorahnungen realisiren sich mit einer schrecklichen Schnelligkeit. Es ist kein halbes Jahr verflossen, seit ich mein drittes Gespräch schrieb. Damals zweifelten wir noch, ob man etwas zu thun habe oder nicht; jetzt ist gar nicht mehr die Rede davon, weil wir schon zu zweifeln angefangen, ob man überhaupt leben soll . . . . Frankreich ist zu einem occidentalen Oesterreich geworden, es geht unter in Schmach und Schmutz; der preußische Säbel zerhaut die letzten Zuckungen der deutschen Bewegung, Ungarn erwartet den Schutz seiner Rechte von Rußland, die Schweiz einen allgemeinen Krieg, das christliche Rom ist mit der Größe und Feierlichkeit des alten heidnischen Roms untergegangen, indem es ein ewiges Brandmal auf die Stirne jenes Landes prägte, das einst so hoch in der Liebe der Völker gestanden. Ein frei denkender Mensch, der sich nicht vor der Gewalt beugen will, hat in ganz Europa keine Zuflucht mehr, ausgenommen das Verdeck eines Schiffes, das nach Amerika absegelt.

„Wenn Frankreich fällt, hat einer unserer Freunde gesagt, so muß man die ganze Menschheit in Gefahr erklären.“ Vielleicht ist es wahr, wenn wir unter der Menschheit nur das germano-romanische Europa verstehen. Aber warum sollen wir das thun? Müssen wir denn, wie die Römer,

in der Weise des Cato uns erdolchen, weil Rom fällt, und wir außer Rom nichts wissen oder nichts wissen wollen; weil wir Alles, was anders ist, für barbarisch halten? Ist denn Alles, was außer dem Bereiche dieser unserer Welt liegt, überflüssig und zu gar nichts nütze? Der erste tiefsinnige Römer, der in seiner Brust die ganze Last des traurigen Bewußtseins trug, daß die Welt, der er angehörte, untergehen müsse, hat aus Verzweiflung oder vielleicht, weil er höher als die Andern stand, über den patriotischen Zaun einen Blick hinausgeworfen und sein müdes Auge auf die Beobachtung der Barbaren gerichtet. Er schrieb sein Buch über die Sitten der Germanen und machte es gut, denn die Zukunft gehörte ihnen an. Ich prophezeihe nichts, aber glaube auch nicht, daß die Schicksale der Menschheit und ihre Zukunft wie mit Nägeln an's westliche Europa angeschlagen sind. Wenn Europa mit der sozialen Umgestaltung nicht zu Stande kommt, so werden sich andere Länder umgestalten; es sind vorbereitete und sich vorbereitende Schauplätze vorhanden. Der eine ist bekannt, ich meine die Nordamerikanischen Staaten, den andern, voller Kraft aber auch voller Wildheit, kennt man nur wenig oder schlecht.

Ganz Europa hat mit den mannigfaltigsten Stimmen und mit den mannigfaltigsten Gefühlen, in den Parlamenten und Klubs, auf den Straßen und in den Journalen den Schrei des Berliner Krakehlers wiederholt: „Die Russen kommen, die Russen kommen!“ Und in der That kommen sie nicht nur, sondern sind sogar schon gekommen; Dank dem Habsburger Hause, und werden vielleicht weiter rücken, Dank dem Hohenzoller'schen. Genau weiß indessen Niemand, wer diese Russen, diese Barbaren, diese Kosacken sind, was das für ein Volk ist, dessen jugendliche Kraft von Europa so geschätzt war in jenem Kampfe, aus dem es als Sieger hervorging. Was will dieses Volk, was bringt es mit sich? wer weiß Etwas davon? Cäsar kannte die Gallier besser als Europa die Russen. So lange das occidentale Europa den vollen Glauben in sich hatte, und so lange die Zukunft sich ihm nicht anders darstellte, als wie Fortsetzung seiner Ent-

wickelung, konnte es sich mit dem orientalischen nicht beschäftigen; jetzt befindet es sich in einer ganz andern Lage. Das vornehme Ignoriren steht Europa nicht gut, jetzt wird es nicht mehr das Bewußtsein der Superiorität, sondern die komischen Anmaßungen eines kastilianischen Hidalgo zeigen, welcher Stiefel ohne Sohlen und einen durchlöcherten Mantel trägt. Seine schlechte Lage kann es sich unmöglich verhehlen und jedes Mal werden auf die bittere Wahrheit, daß sie Sklaven sind, die Russen mit der bittern Frage antworten: seid Ihr denn frei? Sie können noch hinzufügen, daß Europa niemals frei sein wird ohne ein freies Rußland. Deßwegen, glaube ich, wäre es auch nicht überflüssig, dieß Land etwas zu kennen. Das, was ich von Rußland kenne, bin ich bereit mitzutheilen. Es ist schon lange her, daß ich eine solche Arbeit beabsichtigte, und bald werde ich, da wir wieder viel Zeit zum Lesen und Schreiben haben, meinen Vorsatz ausführen. Diese Arbeit steht meinem Herzen um so näher, als ich vermittelst ihrer Rußland und Europa meine Dankbarkeit beweisen kann. Von dieser Arbeit soll man weder eine Apotheose noch ein Anathem erwarten. Ich werde die Wahrheit, die ganze Wahrheit mittheilen, soweit ich sie verstehe und kenne; ich werde Alles sagen, ohne Rückhaltsgedanken, ohne ein vorgestecktes Ziel. Mich geht es gar nichts an, in welcher Weise man meine Worte mißdeuten und wie man sich darauf stützen wird. Ich schätze die Parteien zu wenig, um zu Gunsten der einen oder der andern zu lügen.

Es fehlt nicht an Büchern über Rußland; die meisten sind indessen als politische Pamphlete nicht in der Absicht geschrieben, Kenntniß über den Gegenstand zu verbreiten; sie dienten der liberalen Propaganda theils in Rußland, theils in Europa, welches letztere man durch das Beispeil des Russischen Despotismus erschrecken und e contrario belehren wollte. Gegen die Pamphlete und Diffamationen hatte die Russische Regierung eine halboffizielle Literatur des Selbstlobes und Truges organisirt. Zur selben Zeit stellt ein Organ der bourgeoisen Republik mit

der Gutmüthigkeit der patriotischen Ignoranz die Russen als vollkommen gefallene Kalibanen dar, die in Schmutz und Taumel kaum leben, ewig im Rausche, mit kleinen abgeplatteten Stirnen, die nicht erlauben, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, leidenschaftlich nur im delirium tremens. Zur selben Zeit veröffentlicht eine deutsche Zeitung, vom Oesterreichischen Hofe bezahlt, Briefe über Rußland, in denen man alle Schändlichkeiten der Russischen Politik hoch preist und die Russische Regierung als die kräftigste und nationalste schildert. Solche Uebertreibungen gehen in zehn andere Tagesblätter über und dienen den weitern Urtheilen über das Land zur Basis. — Das 18. Jahrhundert, um die Wahrheit zu gestehen, sah tiefer und ernster auf Rußland als das 19., vielleicht deßhalb, weil es sich weniger vor diesem Staate fürchtete. Die damaligen Menschen hatten ein wirkliches Interesse am Studium dieses neuen Staates, der so unerwartet in Europa in der Person eines Czaren-Zimmermanns erschien, um Antheil an der Wissenschaft und an der europäischen Politik zu fordern. Peter I., in seiner groben Subaltern-Offiziersuniform, mit seiner energischen Wildheit trat grell auf den Fond der entnervten Aristokratie der Regentschaft hervor. Er war so einfach roh, so zukunftsvoll, daß die lebendigen Geister der damaligen Denker wißbegierig ihn und sein Volk studirten. Sie wollten ergründen, wie dieser Staat sich im Stillen auf ganz anderen Wegen als die übrigen Europäischen Staaten entwickelt, wie und woher dies Volk eine so große Staatsplastizität gewonnen habe. Männer, wie Müller, Schlözer, Ewers, Leweck, widmeten einen Theil ihres Lebens dem Studium der Russischen Geschichte; sie beschäftigten sich als Historiker ebenso gewissenhaft mit Rußland, wie es in physischer Beziehung von Pallas und Gmelin erforscht wurde. Philosophen und Publizisten ihrerseits betrachteten mit Neugier die Tagesgeschichte des Landes, das Phänomen einer Regierung, welche — despotisch und revolutionär zugleich — ihr Volk anführte und nicht von ihm fortgerissen wurde. Sie sahen, daß der Thron, den Peter I. errichtet, wenig gemein hatte mit

den feudalen, traditionellen Thronen Europa's; selbst die gezwungenen Versuche Katharina II., die fast in ganz Europa verfolgten Grundsätze Montesquieu's und Bekaria's in die Russische Gesetzgebung zu übertragen, ihr Briefwechsel mit Voltaire, ihre Berathungen mit Diderot lieferten ihnen neue Beweise für jene Erscheinung. — Die zwei Theilungen Polens waren die erste Schandthat, die Rußland befleckte. Europa begriff nicht die ganze Tragweite dieses Ereignisses, denn es war damals mit anderen Dingen beschäftigt. Seine ganze Aufmerksamkeit war gespannt, mit ausgestrecktem Halse, fürchtend Athem zu holen, sah es den großen Ereignissen der heranrückenden französischen Revolution zu. Selbst die erschrockene Kaiserin von Rußland mischte sich in den Strudel und bot ihre Hülfe der fallenden Welt an. Suwarow's Zug nach der Schweiz und Italien hatte gar keinen Sinn; er konnte nur die öffentliche Meinung gegen Rußland aufbringen. Die tolle Epoche jener absurden Kriege, welche die Franzosen noch jetzt die Periode ihres Ruhmes nennen, endete mit ihrem Einfall in Rußland; er war so eine geniale Tollheit wie der Feldzug nach Egypten. Es gefiel Bonaparte, sich von Weitem auf aufgethürmten Leichen zu zeigen. Zu der Koketterie an den Pyramiden wollte er die Koketterie von Moskau und dem Kremlin hinzufügen. Für dieß Mal gelang es ihm nicht; er regte ein ganzes Volk auf, das entschlossen zu den Waffen griff, hinter ihm her Europa durchzog und Paris einnahm. Das Schicksal dieses Welttheils war einige Monate lang in den Händen des Kaisers Alexander, allein er wußte weder seinen Sieg noch seine Position zu benutzen; er stellte Rußland unter dieselbe Fahne mit Oesterreich, als ob zwischen diesem morschen absterbenden Kaiserthume und dem jungen erst in seiner Erhebung begriffenen Staate irgend eine Gemeinschaft bestehe, als ob der kräftigste Repräsentant der slavischen Welt dieselben Interessen, als der eifrigste Unterdrücker der Slaven haben könnte. Dieß unnatürliche Bündniß mit der Europäischen Reaktion ließ das durch seine Siege kaum gehobene Rußland in den Augen aller denkenden Menschen fallen. Traurig

das Haupt schüttelnd sahen sie auf das Land, welches eben erst seine Macht bewiesen hatte, und nun sogar gegen seinen eigenen Vortheil Allem, was retrograd und conservativ ist, Hand und Hülfe bietet. Es fehlte nur die grausame Bekämpfung Polens, um entschieden alle Nationen gegen Rußland aufzubringen. Als die unglücklichen edlen Reste der Polnischen Revolution durch ganz Europa wanderten und die Kunde von den Gräueln der Sieger verbreiteten, da erscholl in allen Europäischen Sprachen ein lautes Anathem über Rußland. Der Völker Zorn war gerecht... erröthend vor unserer Schwäche und Unbehülflichkeit, mit blutendem Herzen und bitteren Thränen fühlten wir, was unsere Regierung mit unseren Händen vollbracht. Wir hatten nicht den Muth, aufzublicken, so oft wir einem Polen begegneten. Und doch weiß ich nicht, ob es gerecht ist, ein ganzes Volk zu beschuldigen, ob es gerecht ist, ein einzelnes Volk aus dem Cyklus sämmtlicher Völker herauszureißen und allein verantwortlich zu machen für das, was seine Regierung gethan hat. Haben Oesterreich und Preußen nicht geholfen? hat denn nicht Frankreich, das mit seiner falschen Freundschaft Polen ebensoviel Böses zugefügt hat, als andere Völker mit ihrem offenen Haß, zu eben dieser Zeit mit allen Mitteln um die Gunst des Petersburger Hofes gebettelt; stand denn nicht Deutschland schon damals freiwillig in demselben Verhältnisse zu Rußland, in welchem jetzt Moldau und Wallachei gezwungen stehen; wurde es nicht damals wie jetzt von russischen Geschäftsträgern und von jenem Proconsul des Czaren beherrscht, der den Titel eines Preußischen Königs führt? England allein erhielt sich in den edlen Beziehungen einer freundschaftlichen Unabhängigkeit, aber auch England that nichts für die Polen; vielleicht der eigenen Sünden gegen Irland gedenkend. Die Russische Regierung verdient deßwegen nicht weniger Haß und Vorwürfe, ich will nur diesen Haß zugleich auf alle anderen Regierungen verbreiten, denn man darf sie nicht von einander trennen; es sind nur Variationen auf dasselbe Thema. Die letzten Ereignisse haben uns Vieles gelehrt; die Be-

ruhigung Polens und die Einnahme Warschau's sind in den Hintergrund gedrängt, jetzt, wo Paris beruhigt und Rom eingenommen ist, jetzt wo ein Preußischer Prinz alle Tage füsilirt, und das alte Oesterreich bis an die Kniee im Blute watend seine podagrischen Füße langsam fortschleppt. Die Zeit, auf Rußland und die Kosaken hinzudeuten, ist vorbei. Napoleons Prophezeiung hat ihren Sinn verloren: vielleicht kann man zugleich republikanisch und kosakisch sein. Eins ist aber offenbar unmöglich: republikanisch und bonapartistisch zu sein. Ehre den jungen Polen! sie, die Beleidigten, die Beraubten, denen die Russische Regierung weder Vaterland noch Habe und Gut gelassen hat, sind die Ersten, welche dem Russischen Volke die Hand reichen; sie trennten uns von dem historischen Faktum, welches uns in die Petersburger Periode hineingerissen hat. Konnten die Polen ihren gerechten Haß bewältigen, so werden wohl auch die anderen Völker den panischen Schrecken bewältigen können.

Aber kehren wir wieder zu den Schriften über Rußland zurück. In den letzten Jahren sind nur zwei bedeutende Werke erschienen: Custine's Reise (1842) und Harthausen's Reise (1847). *) Custine's Werk war in Aller Händen, erlebte fünf Auflagen, das Harthausen'sche Buch dagegen ist sehr wenig bekannt, weil es nur einen speziellen Gegenstand behandelt. Diese beiden Schriften sind besonders wichtig, nicht als zwei entgegen-

*) Es versteht sich von selbst, daß wir nicht von den hie und da in Journalen zerstreuten Artikeln und Bemerkungen über Rußland sprechen: aber außer den oben angeführten Werken kennen wir nichts Ganzes, Vollständiges. Es sind z. B. treffende Beobachtungen in der zoologischen Reise von Blasius, in den Bildern der Russischen Literatur von König. Man kann viele Zahlen in den trockenen Kompilationen von Schnitzler finden, die von einem offiziellen Einfluß nicht frei sind .... Was aber alle die mystères, Geheimnisse, Memoiren der Diplomaten 2c. 2c. betrifft, so liegt dieß außerhalb der Gränzen einer ernsten Literatur. — Zwei Russen haben in französischer Sprache über Rußland geschrieben, die Herren Turgeneff und Golowine. Das Werk von Hrn. Turgeneff (1847) hat für uns ein großes Interesse als ein treues Bild der Meinungen, Hoffnungen und Ansichten zur Zeit des Kaisers Alexander, als eine Autobiographie des Ver-

gesetzte Meinungen über Rußland, sondern als Repräsentanten zweier wirklich existirenden Seiten des Russischen Lebens; Custine und Harthausen erzählen Verschiedenes, da sie von Verschiedenem erzählen. Die Sphären des Russischen Lebens, welche sie beschäftigen, sind nicht dieselben, ihre Darstellungen widersprechen einander ebenso wenig, wie die Beschreibungen des Russischen Klima's in Archangel und in Odessa.

Custine ist, abgesehen von dem Leichtsinne, der ihn zu großen Mißgriffen verführt, und von seiner Vorliebe für Phrasen, die ihn bei Lobe oder Tadel zu ungeheuren Uebertreibungen verleiten, dennoch ein guter und treuherziger Beobachter. Er gibt sich den ersten Eindrücken ganz hin und verbessert die einmal geschriebene Darstellung nicht mehr. Daher kommt es, daß sein Buch von Widersprüchen wimmelt, und daß diese nicht nur dem denkenden Leser die Wahrheit nicht verbergen, sondern sie sogar von vielen Seiten zeigen. Legitimist und Jesuit kam er nach Rußland mit der größten Ehrfurcht für die monarchischen Institutionen, und verließ es, indem er die Autokratie sowie die sie umgebende infizirte Atmosphäre verwünschte. Die Reise, wie man sieht, nützte Custine. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Rußland ist er nicht besser, als alle die Höflinge, gegen welche er solch' herbe Vorwürfe schleudert. Oder soll man ihn etwa deßhalb höher schätzen, weil er freiwillig die Rolle über-

fassers, der seiner Zeit viel gesehen hat, aber das Rußland nicht kannte, welches sich nach 1825 entwickelt hat. Die Anschauungsweise des Hrn. Turgeneff, die uns an den feinen Liberalismus des Ministeriums Decaze und Martignac erinnert, ist unglücklicher Weise gar nicht im Stande, die Russischen Verhältnisse richtig aufzufassen. In den Schriften von Hrn. Golowine kann man Alles finden, was Rußland drückt, was man abschaffen muß, aber nichts von dem, was man bewahren muß. Sie sind eine protestirende Veröffentlichung alles dessen, was dort in erzwungenem Stillschweigen verhallt; die Angabe dessen, was in der offiziellen russischen Welt geschieht, ist von um so größerem Nutzen, als die Regierung vor jeder desfallsigen Veröffentlichung zurückschreckt. Dennoch aber glaube ich, daß man das Russische Volk aus den Golowine'schen Werken so wenig als aus den Turgeneff'schen kennen lernen kann. — Harthausens Buch ist in deutscher und französischer Ausgabe erschienen.

nahm, welche jene als Pflicht ausführen? Ich glaube, kein Höfling hat von jedem Worte, jeder Bewegung, von dem Kabinet und dem Putz, von dem Geist und der Liebenswürdigkeit der Kaiserin so viel gesprochen als Custine, keiner gleich ihm dem Kaiser wiederholt gesagt, daß er höher stehe als sein Volk, (damals kannte Custine das Russische Volk nur aus den Petersburger Miethkutschern) höher als Peter I., daß er von Europa verkannt werde, daß er ein großer Poet sei und ihn zu Thränen rühre. Einmal in die Hofsphäre hineingezogen, verläßt Custine sie nicht; er weicht nicht aus den Vorzimmern und wundert sich, daß er nur Bediente findet. Er nimmt das Hofgesinde für eine Quelle seiner Belehrung. Dieses weiß, daß er Schriftsteller ist, fürchtet seine Plaudereien und belügt ihn. Custine ist unwillig, ärgert sich und stellt dieß Alles auf die Rechnung des Russischen Volkes. Er geht nach Moskau, er geht nach Nischni, und bleibt vollkommen in derselben Petersburger Schicht. Diese Schicht, man beachte es wohl, hat sich wie ein schweres Oel, welches dem Volke die frische Luft nimmt, bis zu den fernsten sibirischen Gränzen verbreitet. Im Vorbeireisen, auf den Stationen flüchtige Blicke in das Volksleben werfend, macht er treffende Bemerkungen, prophezeit dem Volke eine kolossale Zukunft, kann nicht genug die Schönheit und Gewandtheit des Bauern bewundern, sagt, daß er sich in Moskau viel freier fühle, daß dort die Luft nicht so schwer und die Menschen fröhlicher leben. Er sagt's und geht weiter, ohne sich im Geringsten zu bemühen, diese Bemerkungen mit den vorhergehenden in Einklang zu bringen, ohne sich zu wundern, in einem und demselben Volke total entgegengesetzte Eigenschaften zu finden: „die Sklaverei liebt es bis zur Leidenschaft“ und „ist so grandios, daß es selbst in seinen Lastern voller Kraft und Grazie ist.“ — Custine hat nicht nur die Lebensweise des Russischen Volkes (von der er sehr entfernt blieb) und deren Basis außer Acht gelassen, sondern er wußte auch gar nichts von der ihm viel näher liegenden literarischen und gelehrten Welt, er kannte die geistige Bewegung Ruß-

lands ebensowenig wie seine Freunde am Hofe, die nicht einmal ahnten, daß es Russische Bücher gebe und daß sie Jemand lese. Er hat nur zufälliger Weise von Puschkin gehört und das hat er dem Duell desselben zu verdanken. Bei dieser Gelegenheit sagt der gute Marquis ganz tapfer: „Poet ohne Initiative!" und fügt, vergessend, daß er nicht von Franzosen spricht, hinzu: „Die Russen sind überhaupt unfähig, etwas Tiefes und Philosophisches gründlich zu verstehen." Kann man sich nach alle dem wundern, daß Custine sein Buch gerade so schließt, als er es begonnen hat, nämlich, daß der Hof in Rußland Alles sei? Freilich hat er hinsichtlich jener Welt Recht, in der er sich ewig bewegte, die er selbst so trefflich die Welt der Façaden nennt. Allerdings ist es seine Schuld, daß er nicht hinter jene Façaden sehen wollte, und man hätte einiges Recht, dieß von ihm zu fordern, denn er wiederholt hundert Mal in seinem Buche, daß Rußlands Zukunft groß sei, daß er, je mehr er das Land kennen lerne, desto mehr für Europa zittere, daß er in ihm eine emporkeimende Macht sehe, die als Gegnerin gegen den mehr und mehr absterbenden Welttheil auftrete. Wir wären demnach berechtigt, bei seinen Erwartungen ein etwas gründlicheres Studium dieses Volkes zu fordern. Dessenungeachtet müssen wir gestehen, daß er, wenn er zwei Drittel des Russischen Lebens außer Acht gelassen, doch das letzte Drittel desselben frisch aufgefaßt und an manchen Stellen meisterhaft geschildert hat. Die Petersburger Hof-Aristokratie mag sagen, was sie will; sie muß zuletzt doch zugeben, daß das Bild in den Hauptzügen treffend ist. — Custine fühlte selbst, daß er nur das gouvernementale, das Petersburger Rußland studirt hatte. Er setzt als Epigraph die Stelle aus der Bibel: „Wie der Fürst der Stadt ist, so sind auch die Bürger." Diese Worte passen aber nicht auf Rußland in seiner gegenwärtigen Periode. Der Prediger konnte es von den Juden seiner Zeit ebenso sagen, als es jetzt Jeder von England behaupten kann. Rußland hat sich noch nicht formirt. Die Pe-

tersburger Periode ist eine Umwälzung, die zur Zeit ein Bedürfniß war, deren Nothwendigkeit sich aber schon jetzt vermindert.

Nichts kann dem glänzenden, inkonsequenten Marquis Custine entgegengesetzter sein, als der phlegmatische, westfälische Agronom Freiherr von Harthausen, ein Konservativer, ein Gelehrter vom alten Schnitt und der gutmüthigste Beobachter von der Welt. Harthausen kam in einer Absicht nach Rußland, in welcher vor ihm noch Niemand gekommen war. Er wollte die Lebensweise der Russischen Bauern gründlich studiren. Nach langen Beschäftigungen mit der Landwirthschaft in Deutschland traf er zufälliger Weise Ueberbleibsel der slavischen Landes-Kommunal-Einrichtungen; er wunderte sich um so mehr darüber, als er sie allen übrigen derartigen Einrichtungen vollkommen entgegengesetzt fand. Diese Entdeckung nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er nach Rußland ging, um die dortigen ländlichen Kommunen in der Nähe zu prüfen. Harthausen, aus seiner Kindheit wissend, daß alle Macht von Gott komme, von Kind an gewohnt, alle Regierungen hoch zu schätzen, mit den politischen Begriffen aus den Zeiten Pufendorf's und Hugo Grotius', — konnte unmöglich von der Bewunderung des Petersburger Hofes frei bleiben. Er fühlte sich erdrückt von der Macht, die 600,000 Soldaten zu ihrem Schutze und 9000 Werste Raum für die Verbannten hat. Staunend und vernichtet durch die Größe der Autokratie und selbst zitternd vor ihrer Macht verließ er glücklicher Weise Petersburg sehr bald, blieb einige Zeit in Moskau und verschwand für ein ganzes Jahr. Dieß Jahr brachte Harthausen mit einem gründlichen Studium der ländlichen Russischen Kommune zu. Das Resultat seiner Forschungen war nicht ganz dem Custine'schen ähnlich. Er sagt nämlich, daß in Rußland die ländliche Kommune Alles sei. Da liegt nach der Meinung des Freiherrn der Schlüssel für die Vergangenheit Rußlands und der Keim seiner Zukunft, die lebenschaffende Monade des Russischen Staates. „Jede ländliche Kommune, sagt er, ist in Rußland eine kleine Republik, die sich rücksichtlich ihrer inneren Angelegen-

heiten selbst regiert, die weder persönliches Grundeigenthum noch Proletariat kennt, einen Theil der sozialistischen Utopien zu einer längst verwirklichten Thatsache erhoben hat; hier versteht man nicht anders zu leben und hat auch niemals anders gelebt.“ — Ich theile vollkommen die Meinung Harthausens, aber ich glaube, daß in Rußland die ländliche Kommune ebensowenig Alles ist, als der Petersburger Hof. Harthausen hat wirklich das belebende Prinzip des Russischen Volkes begriffen; aber von Haus eingenommen für alles Patriarchalische und ohne alles kritische Talent, hat er nicht eingesehen, daß eben die negative Seite des Kommunal-Lebens die Petersburger Reaktion hervorrief. Wäre nicht die vollkommene Absorption der Persönlichkeit in der Kommune gegeben, so wäre auch nicht die Möglichkeit der Autokratie vorhanden, von welcher Custine mit einem so gerechten Entsetzen spricht. Mir scheint es, daß es etwas im Russischen Leben gibt, was höher als die Kommune und kräftiger als die Macht ist; dieß Etwas läßt sich schwer in Worte fassen und ist noch schwerer mit dem Finger zu zeigen. Ich spreche von jener inneren, sich ihrer selbst nicht ganz bewußten Kraft, welche das Russische Volk unter dem Joche der Mongolischen Horden und der deutschen Bureaukratie, unter den orientalischen Knuten eines Tartaren und unter den occidentalischen Spießruthen eines Korporals so wunderbar erhielt; von jener inneren Kraft, welche die offenen und schönen Gesichtszüge und den lebendigen Verstand des Russischen Bauers unter der erniedrigenden Zucht der Leibeigenschaft konservirte, welche auf den kaiserlichen Befehl, sich zu zivilisiren, nach einem Jahrhundert mit der kolossalen Erscheinung eines Puschkin antwortete; von jener Kraft endlich und jenem Selbstvertrauen, welches in unserer Brust lebendig ist. Diese Kraft hat außer allen Formen und gegen alle Formen das Russische Volk und dessen unerschütterlichen Glauben an sich selbst aufrecht erhalten, weßwegen? . . . . . das wird die Zeit lehren.

Ich bin überzeugt, daß die Zusammenstellung: „Russische ländliche Kommunen und Republik, slavische Dörfer und soziale

Einrichtungen“ sehr sonderbar in den Ohren der Harthausen’schen Leser wiederklingen. Viele, glaube ich, werden fragen, ob der Westfälische Landwirth bei Sinnen gewesen, und doch hat Harthausen vollkommen Recht; die soziale Einrichtung der ländlichen Kommunen in Rußland ist eine ebenso große Wahrheit, als die ausgeprägteste sklavische Organisation des Staatsganzen. Sonderbar! . . . Aber ist es nicht noch sonderbarer, daß neben den Europäischen Gränzen ein Volk tausend Jahre lang gelebt hat, welches jetzt 60 Millionen Seelen zählt, und daß in der Mitte des 19. Jahrhunderts für Europa seine Lebensweise eine unerhörte Neuigkeit ist?

Die Russische ländliche Kommune besteht seit undenklichen Zeiten und ist ziemlich gleichförmig bei allen slavischen Volksstämmen. Wo sie nicht existirt, unterlag sie dem germanischen Einfluß. Bei den Serben, Bulgaren und Montenegrinern hat sie sich noch reiner erhalten als in Rußland. Die ländliche Kommune stellt, so zu sagen, die soziale Einheit, eine moralische Person dar. Der Staat sollte nie sie überschreiten; sie ist der Eigenthümer, die zu besteuernde Person, sie ist verantwortlich für Alle und Jeden und deßwegen autonom in Allem, was ihre inneren Angelegenheiten betrifft. Ihre ökonomische Grundlage ist der vollkommene Gegensatz zur berühmten Phrase von Malthus, sie läßt Jeden ohne Ausnahme an ihrem Tische Theil nehmen. Das Land gehört der Kommune und nicht den einzelnen Mitgliedern; diesen steht das unantastbare Recht zu, soviel Land zu haben, als jedes andere Mitglied innerhalb derselben Kommune besitzt; dies Land wird ihm als lebenslänglicher Besitz gegeben, er kann und braucht es auch nicht zu vererben. Sein Sohn, sobald er großjährig wird, hat das Recht, noch bei Lebzeiten des Vaters von der Kommune Land zu fordern. Hat dieser viele Kinder, desto besser, denn desto mehr Land bekommen sie von der Kommune; nach dem Tode jedes Angehörigen fällt das Land an die Kommune zurück. Es kommt häufig vor, daß sehr alte Leute noch bei Lebzeiten ihr Land zurückgeben und dadurch das Recht

erlangen, keine Steuern zu zahlen. Ein Bauer, der für eine gewisse Zeit seine Kommune verläßt, verliert seine Rechte auf Land nicht. Nur durch Vertreibung aus derselben kann man es ihm nehmen und die Kommune ist zu einem solchen Beschlusse nicht anders, als bei Stimmeneinheit berechtigt; sie greift indessen nur in den äußersten Fällen zu diesem Mittel. Endlich verliert ein Bauer dieß Recht auch in dem Falle, wo er auf seinen Wunsch aus dem Kommunal-Verbande entlassen wird; er ist dann nur berechtigt, sein Mobiliar-Vermögen mitzunehmen, selten erlaubt man ihm, über sein Haus zu verfügen oder es fortzuschaffen. Auf diese Weise ist das ländliche Proletariat eine Unmöglichkeit. Jeder, der Land in der Kommune besitzt, d. h. jeder Großjährige und Besteuerte hat eine Stimme in den Kommunal-Angelegenheiten. Der Vorsteher und seine Gehülfen werden in einer allgemeinen Versammlung gewählt, in derselben Weise entscheidet man die Streitfragen zwischen den verschiedenen Kommunen, theilt das Land und repartirt die Steuern. (Denn wesentlich zahlt das Land und nicht die Person, die Regierung zählt nur die Köpfe; die Kommune ergänzt den Mangel dieser Kopfsteuer durch eine eigene Vertheilung und nimmt für die Einheit den thätigen Arbeiter, d. h. den Arbeiter, der Land zum Gebrauche hat.)

Der Vorsteher hat eine große Gewalt über jedes Mitglied, aber nicht über die Kommune; wenn diese nur etwas einig ist, so kann sie sehr gut der Macht des Vorstehenden das Gleichgewicht halten, ihn selbst nöthigen, seine Stelle aufzugeben, wenn er sich ihren Wünschen nicht fügen will. Der Kreis seiner Thätigkeit ist übrigens ganz administrativ; alle Fragen, die die gewöhnlichen Polizei-Gränzen überschreiten, werden entweder nach feststehenden Gebräuchen, nach dem Rathe der Aeltesten oder am Ende durch die allgemeine Versammlung entschieden. Harthausen hat hier einen großen Fehler gemacht, indem er sagte, daß der Vorstehende die Kommune despotisch verwaltet. Er kann nur despotisch sein, wenn die ganze Kommune für ihn ist. Dieß Mißverständniß

brachte Harthausen dazu, daß er im Vorsteher der Kommune das Ebenbild der kaiserlichen Gewalt erblickte. Die kaiserliche Gewalt, die sich aus der Moskauischen Centralisation und der Petersburger Reform entwickelte, hat gar kein Gegengewicht, während die Gewalt des Vorstehers, wie alle Gewalten vor der Moskauischen Periode, von der Kommune abhängt.

Man erwäge nun, daß jeder Russe, der nicht Städter und nicht vom Adel ist, zu einer Kommune gehören muß und daß die Zahl der Stadtbewohner im Verhältniß zur Landbevölkerung eine äußerst geringe ist. Die größte Zahl der städtischen Arbeiter gehört den armen ländlichen Kommunen, besonders solchen an, die wenig Land haben, aber sie verlieren, wie gesagt, ihre Rechte in der Kommune nicht, so daß die Fabrikanten nothwendig den Arbeitern etwas mehr zahlen müssen, als der Landbau ihnen einbringen würde. Oft begeben sich diese Arbeiter nur für den Winter in die Städte, andere bleiben dort Jahre lang. Letztere bilden unter sich große Arbeiter-Assoziationen, gleichsam die mobilisirte russische Kommune. Sie gehen von Ort zu Ort (alle Gewerbe sind in Rußland frei) und vermehren sich manchmal bis zu einigen Hunderten, ja bis zu Tausend; so z. B. die Zimmerleute und Maurer in Petersburg und Moskau, die Fuhrleute auf den großen Landstraßen. Der Ertrag ihrer Arbeit wird von gewählten Vorstehern verwaltet und nach dem Urtheil Aller vertheilt.

Nahezu der dritte Theil der Bauern gehört dem Adel an. Die Rechte des Gutsherrn sind eine schändliche Geißel, die auf einem Theile des Russischen Volkes lastet, um so schändlicher, weil sie gar keinen gesetzlichen Grund haben und sich nur auf die unsittliche Uebereinstimmung mit einer Regierung stützen, die die Mißbräuche nicht nur duldet, sondern sogar durch die Macht ihrer Bajonette beschützt. Dessenungeachtet hat dieß Verhältniß, trotz der schamlosesten Willkür der adeligen Gutsherren, keinen großen Einfluß auf die Kommune. Der Gutsherr kann seine Bauern auf's Minimum der Erde reduziren, er kann für sich das

beste Land wählen, er kann seine Ländereien und dadurch die Arbeit des Bauern vergrößern, er kann die Steuern vermehren; aber er kann dem Bauern das zureichende Land nicht abschlagen, und das der Kommune einmal zugestandene Land bleibt vollständig unter der Verwaltung derselben, die auf derselben Basis beruht, wie die für das freie Land; der Gutsherr mischt sich nie in ihre Geschäfte. Man hat Beispiele gehabt, daß die Gutsherren die europäische Parzellirung des Landes und das Privateigenthum einführen wollten. Diese Versuche rührten meistens von dem Adel der Ostsee-Provinzen her, der in's Innere des Landes gezogen war; sie mißlangen aber alle, und endeten zumeist mit dem Morde der Gutsherrn oder mit dem Verbrennen ihrer Schlösser, dem nationalen Mittel des russischen Bauern, seine Proteste zu erklären. *) Die ausländischen Kolonisten nahmen im Gegentheil häufig die Russischen Kommunal-Einrichtungen an. — Die ländliche Kommune kann man in Rußland unmöglich brechen, falls die Regierung sich nicht entschließt, einige Millionen Menschen zu deportiren oder hinzurichten. Die schauderhafte Geschichte der Einführung der Militär-Kolonien hat gezeigt, was der Russische Bauer ist, wenn man ihm seine letzte feste Burg nimmt. Der liberale Alexander mit seinem Carrier-Araktscheef nahm die Dörfer im Sturm, die Erbitterung der Bauern steigerte sich bis zu einer tragischen Wuth, sie brachten ihre Kinder um, um sie den absurden, ihnen mit Kanonen und Kartätschen aufgezwängten Einrichtungen zu entziehen. Die über den Widerstand wüthende Regierung jagte die heroischen Menschen bis zum Spießruthen-Tode; und mit allen diesen Gräuelthaten erreichte sie nichts. Der blutige Aufstand in der Staraia Russa im J. 1831 hat gezeigt, wie wenig sich das unglückliche Volk

*) Aus den Quellen, die das Ministerium des Innern veröffentlicht, ersieht man, daß durchschnittlich in jedem Jahre schon vor der letzten Revolution von 1848 an sechszig bis siebenzig Gutsherren von ihren Bauern ermordet wurden. Ist das nicht ein zerstückelter aber permanenter Protest gegen die ungesetzliche Gewalt der Grundherren?

zähmen läßt. Nachdem die Regierung den Aufstand unterdrückt hatte, fügte sie sich in die Nothwendigkeit und erhielt als Ersatz nur den Namen, nicht aber die Sache.

Die durch Peter I. bewirkte Umwälzung wurde eben deßhalb von den Bauern so passiv aufgenommen und fand deßhalb so wenig Widerstand, weil sie über ihre Köpfe hinwegging. Die Regierung fängt erst an, allgemeine Maßregeln hinsichtlich der Bauern zu ergreifen, nachdem sie 1838 das Ministerium der Staatsdomänen geschaffen hat. Es ist kein schlechter Gedanke, an der Kommune etwas zu rütteln, denn das Dorfleben absorbirte, wie jeder Kommunismus, vollkommen die Persönlichkeit. Die Person, gewöhnt, sich auf die Kommune zu stützen, verliert sich, sobald sie von ihr getrennt ist, wird schwach, findet keine innere Kraft und keinen Widerstand in sich, rennt bei jeder Gefahr ängstlich unter den Schutz der Mutter, die dafür ihre Kinder in beständiger Minderjährigkeit erhält und von ihnen einen passiven Gehorsam fordert. Die Kommune ist zu unbewegt, sie hat keinen äußern Antrieb zum Fortschritt, zur Bewegung, keinen innern Antagonismus, der eine vielseitige Entwickelung bedingt: indem sie dem Menschen seine Strecke Landes gibt, überhebt sie ihn der Sorgen. Die Kommunaleinrichtung schläferte das Russische Volk ein, und der Schlaf ward immer tiefer und fester, bis am Ende Peter I. einen Theil der Nation in grober Weise erweckte. Er rief künstlich einen Antagonismus hervor, und darin gerade liegt der Sinn der Petersburger Periode. Mit der Zeit wurde dieser Antagonismus natürlich. Es ist ein Glück, daß wir so wenig verschlafen haben; kaum erwacht, begegnen wir Europa, und siehe da! unsere natürliche, halb wilde Lebensweise steht dem erwarteten Ideale Europa's näher, als die Lebensweise der civilisirten germano-romanischen Welt; die Hoffnung, bei welcher der Occident ankam, ist eine Thatsache, mit der wir beginnen; wir, unterdrückt von dem kaiserlichen Absolutismus, gehen dem Sozialismus entgegen, gleich wie die alten Deutschen, die Anbeter Thor's und Odin's, dem Christenthum

entgegenkamen. Man sagt, daß alle wilden Völker mit einer ähnlichen Kommune begonnen haben, daß die Germanen sie in voller Entwickelung besaßen, aber daß sie überall mit den Anfängen der Zivilisation verschwinden mußte. Man folgert hieraus, daß die Russische Kommune dasselbe Schicksal erwartet; ich sehe aber ebensowenig die Nothwendigkeit ein, daß Rußland alle Stadien der Europäischen Entwickelung nachmachen soll, als die Ursache, weswegen die künftige Zivilisation dieselben einseitigen Forderungen stellen soll, welche die frühere gestellt hat. Die Germanische Kommune ging unter, indem sie zwei sozialen Ideen begegnete, die dem kommunalen Leben vollkommen entgegengesetzt waren, dem Feudalismus und dem römischen Recht. Unser Glück ist es, daß wir mit unserer Kommune zu einer Zeit erschienen, wo die antikommunale Zivilisation sich auflöst in der vollständigen Unmöglichkeit, von ihren Prinzipien aus den Widerspruch zwischen dem Rechte des Individuums und dem Rechte der Gesellschaft zu lösen. Weshalb wird Rußland jetzt seine ländliche Kommune verlieren, da es sie durch die ganze Periode seiner Entwickelung zu einem Staate bewahren konnte, da es sie unter dem schweren Joche des moskauischen Czarismus, sowie unter der europäisirten Autokratie der Kaiser unangetastet ließ? Es ist ihm viel leichter, die unnatürliche, gar nicht im Volke wurzelnde Administration als die Kommune zu verlieren.*) Aber, sagen Manche, bei dieser beständigen Theilung des Landes wird das Kommunalleben seine natürliche Gränze in der Vermehrung der Bevölkerung finden. So wichtig dieser Einwand auch scheinen mag, wird er doch durch die einfache Antwort beseitigt, daß Rußland noch für ein ganzes Jahrhundert Land besitzt und daß nach hundert Jahren die brennende Frage des Besitzes und Eigenthums in der einen oder andern Weise gelöst sein wird. Und das ist noch nicht Alles. Die Befreiung der adeligen Güter, die

*) Ein Gesetz, das im Anfang dieses Jahrhunderts erschien, gibt den Kommunen, die sich vom Adel befreien, das Recht, das Land nach europäischen Prinzipien zu vertheilen. Es ist aber noch kein Fall vorgekommen, daß die Bauern von diesem Rechte hätten Gebrauch machen wollen.

Möglichkeit des Ueberganges aus den schlecht bevölkerten Provinzen in die bewohnteren geben große Mittel an die Hand. Viele, unter denen sich auch Harthausen befindet, sagen, daß bei diesem losen Besitze sich die Kultur des Landes gar nicht entwickele; denn der zeitliche Besitzer des Landes sieht nur auf die Ausbeutung desselben, ohne sein Interesse darin zu suchen, sein Kapital darin anzulegen. Das mag immerhin sein; aber die Dilettanten der Agronomie vergessen, daß die Verbesserung des Landbaues in der occidentalischen Weise des Besitzes die Mehrheit der Bevölkerung ohne ein Stück Brod läßt, und ich glaube nicht, daß die Bereicherung einiger Pächter und die artistische Entwickelung des Landbaues für den Landbau einen gleichmäßigen Ersatz für die schreckliche Lage des hungernden Proletariats bieten kann.

Der Geist der Kommunalverfassung durchdrang früher alle Sphären des Russischen Volkslebens. Jede Stadt stellte in ihrer Art eine Kommune vor, hatte ihre allgemeinen Versammlungen und entschied die vorliegenden Fragen nach einstimmigem Ausspruche; die Minorität stimmte entweder der Majorität bei oder befehdete sie, ohne sich zu unterwerfen, verließ sehr oft die Stadt; ja es gibt selbst Beispiele, daß sie oft vollständig vernichtet wurde. In dieser unbeugsamen Minorität können Sie das stolze Veto der polnischen Magnaten erkennen. Die großfürstliche Macht konnte bei den mündlichen und Schiedsgerichten mit Geschwornen, bei dem Rechte der freien Versammlungen in den Städten, und ohne stehendes Heer keine besondere Kraft entwickeln, besonders wenn wir die einfachen Bedürfnisse eines ackerbautreibenden Volkes in's Auge fassen. Die Moskauische Zentralisation setzte diesen Verhältnissen eine Gränze; Moskau war für Rußland das erste Petersburg. Die Großfürsten von Moskau, den Namen eines Großfürsten aufgebend und sich Czaren von ganz Rußland nennend, strebten nach einer ganz andern Gewalt als ihre Vorgänger besaßen. Sie wurden durch zwei ihnen nahe liegende Vorbilder gelockt, durch die Gewalt der griechischen Kaiser von By-

zanz und der mongolischen Chane von der goldenen Orda. Und wirklich hat die Czaren-Macht in ihrer Entwickelung einen mongolo-byzantinischen Charakter angenommen. Mit jedem Schritte des moskauischen Czarismus verminderte sich die Gewalt des Volkes. Das Leben der einzelnen Theile wurde enger und ärmer, nur die ländliche Kommune behauptete sich vollständig in ihrer bescheidenen Sphäre. Die Nothwendigkeit der Petersburger Periode machte sich geltend, sobald nur die Moskauischen Czaren ihre Zentralisation verwirklicht hatten; denn diese war nur wichtig als solche, sie bildete aus verschiedenen Theilen einer fürstlichen Föderalisation, eines blutsverwandten Stammes ein mächtiges Ganzes; weiter aber konnte sie nicht gehen, denn im Grunde wußte sie eigentlich nicht, weshalb sie diese Theile zusammenfügte. Darin kam die ganze Armuth des inneren Gedankens der Moskauischen Periode zum Vorschein: sie wußte nicht, was sie mit dem zentralisirten Staate anfangen sollte. So lange sie äußere Anregung zur Thätigkeit hatte, wie den Kampf mit den Tartaren, Litthauern und Polen, fanden die inneren Kräfte Beschäftigung und Ausfluß; als aber das Volk nach dem Interregnum von 1612, wo es mit einer wunderbaren Energie auftrat, sich ruhig niedersetzte, da verknöcherte die Regierung in einen apathischen, orientalischen Formalismus. Der junge Staat, reich an Kräften, grünte wie ein stehendes Wasser, die Zeit der ersten Romanoff war ein antizipirtes Greisenthum und so schwer schläfrig, daß in ihr das Volk nicht einmal von den früheren Erschütterungen ausruhen konnte. Im Czarischen Rußland, wie in der ländlichen Kommune mangelte vollständig das Ferment, der Protest, eine unruhige Minorität, ein Prinzip der Bewegung. Dieses Ferment, dieser Protest, diese rebellische Persönlichkeit erschien — und zwar auf dem Throne.

Peter I. hat unendlich viel Gutes und Böses für Rußland gethan, aber seine Hauptthat, für welche die Russen ihm Dank schuldig sind, ist der Anstoß, den er dem ganzen Lande gab, die Bewegung, die nach ihm sich im Wesentlichen nicht mehr auf-

halten ließ. Peter I. hat die geheime Kraft seines Volkes begriffen, sowie auch den Hemmschuh, der die Entwickelung derselben hinderte; er entschloß sich mit der Energie eines Revolutionärs und mit der Hartnäckigkeit eines Autokraten den ganzen alten Wandel in Sitten, Gebräuchen, Legislation, kurz im ganzen Staatsorganismus abzubrechen. Schade, daß Peter I. kein anderes Ideal vor Augen hatte, als das europäische Regiment. Er sah nicht ein, daß das Erste, was in der Europäischen Zivilisation lag, gar nicht durch die damaligen Staatsformen bedingt war, vielmehr troß dieser Formen sich entwickelte, daß diese Formen selbst nichts anderes vorgestellt haben, als ein Resultat von zwei bereits vergangenen Welten, daß sie dem Tode geweiht waren, wie der Moskauische Byzantismus. Die Staatsformen des siebzehnten Jahrhunderts waren das letzte Wort der monarchischen Zentralisation, das letzte Resultat des Westfälischen Friedens. Es war die Zeit der Diplomatie, des Kanzleiwesens und des Kasernenregimentes, der Anfang dieses trockenen Despotismus, dessen herzlose Widerwärtigkeit nicht einmal durch den Genius Friedrichs II., des Prototypen aller kleinen und großen Korporale, veredelt werden konnte. Diese Staatsformen warteten nur auf ihren Peter I., auf die Französische Revolution. — Losgerissen von den Traditionen, Sieger der letzten Opposition stand Peter I. außerordentlich frei da, aber es mangelte seiner Seele an Genie und Schaffungsvermögen: er war von dem Occident unterdrückt und wurde sein Kopist. Alles alt Russische, Gutes wie Böses, hassend, ahmte er alles Europäische, Gutes und Schlechtes, nach. Die Hälfte der ausländischen Formen, die er nach Rußland verpflanzte, war dem Geiste des Russischen Volkes vollständig entgegengesetzt. Dies erschwerte ihm sein Wirken ohne irgend einen Nutzen; er liebte prophetisch das Rußland der Zukunft, er liebkos'te die Idee einer mächtigen russischen Monarchie, aber er hatte keine Achtung vor dem Volke. Empört über die allgemeine Stagnation und Apathie wollte er das Blut in den Russischen Adern umwandeln und nahm zur

Transfusion altes und angestecktes Blut. Dabei war Peter I. mit dem vollkommenen Naturel eines Revolutionärs doch immer Monarch. Holland leidenschaftlich liebend und sein Amsterdam an den Ufern der Newa bauend, nahm er doch sehr wenig von den freien Institutionen der Niederlande an. Er schränkte nicht nur die Czarengewalt nicht ein, sondern vergrößerte sie noch, indem er ihr alle Mittel des Europäischen Absolutismus gab und alle Schranken, welche bisher von Sitten und Gebräuchen errichtet waren, niederriß. Peter I. behielt, indem er sich unter die Fahnen der Civilisation stellte, dennoch aus der Vergangenheit, die er negirte, die Knute und Sibirien für jede Opposition, für jedes muthvolle Wort, für jede freie That bei. Stellen Sie sich nun die Verschmelzung des Moskauischen Czarismus mit den Deutschen Kanzleiregierungen, mit dem Inquisitionsprozesse aus dem Preußischen Militärcoder vor, und Sie werden verstehen, wie die Kaiserliche Gewalt in Rußland die Römische und Byzantinische weit hinter sich ließ.

Das unrasirte Rußland, scheinbar sich Allem fügend, hat wesentlich nichts von dieser Reform angenommen. Peter I. fühlte diesen passiven Widerstand, er liebte den Russischen Bauern nicht und verstand auch nicht seine Lebensweise, er hat mit einem sträflichen Leichtsinne die Rechte des Adels vergrößert und den schmählichen Strick der Leibeigenschaft noch straffer zusammengezogen, er hat den ersten Versuch gemacht, diese absurden Verhältnisse zu ordnen; sie aber in Ordnung bringen, hieß zugleich sie anerkennen und ihnen einen legalen Boden geben. Von dieser Zeit an zog sich der Russische Bauer noch mehr in seine Kommune zurück und ging nicht anders aus ihr heraus, als sich mißtrauisch umblickend und ein Kreuz schlagend. Er hörte auf, die Regierung zu begreifen, er sah im Polizeibeamten und Richter einen Feind, er sah im Grundherrn eine rohe Macht, gegen welche er nichts ausrichten konnte; von jetzt fing er an, jeden Verurtheilten unglücklich zu nennen, unter dem Eide zu lügen und Alles zu läugnen, wenn er von einem Menschen befragt wurde, der in

einer Uniform steckte und ihm als der Repräsentant der Deutschen Regierung galt. Hundert fünfzig Jahre haben ihn nicht nur nicht mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnt, sondern sogar noch weiter davon entfernt, und wenn uns, erzogen von der Petreischen Reform mit Europa's Zivilisation auch Europa's Greisenthum eingeimpft wurde, so daß seine Schicksale zugleich die unserigen sind, so befindet sich der Russische Bauer in ganz anderer Lage. Er hat viel ertragen, viel gelitten, er leidet jetzt viel, aber er blieb er selbst. Zerstückelt in kleine, in sich selbst abgeschlossene Kommunen, zerstreut über einen großen Abschnitt des Erdballes, fand er die Mittel eines passiven Widerstandes und die Kraft des Charakters für seine Selbsterhaltung. Er beugte sein Haupt tief und das Unheil schritt häufig, ohne ihn zu berühren, über ihn hinweg. Das ist der Grund, weswegen ungeachtet seiner Lage der Russische Bauer so viel Kraft, Gewandtheit, Verstand und Schönheit besitzt, daß er in dieser Hinsicht Custine und Harthausen in Erstaunen setzte.

Alle Reisende lassen den Russischen Bauern große Gerechtigkeit widerfahren, sprechen aber trotzdem sehr viel von ihrer unverschämten Spitzbüberei, ihrem religiösen Fanatismus, ihrer Idolatrie mit dem Kaiserlichen Throne. Ich glaube, man kann etwas von allen diesen Mängeln im Russischen Volke finden; ich glaube es unter Anderem deßhalb, weil sie allen Europäischen Nationen gemein sind. Diese Mängel sind eng mit unserer Zivilisation verbunden, mit der Ignoranz der Massen und ihrer Armuth. Die Europäischen Staaten gleichen dem polirten Marmor, sie glänzen nur auf der Oberfläche, während sie in ihrer ganzen Tiefe roh sind. Ich verstehe, daß man die ganze Zivilisation, die jetzt existirenden, sozialen Formen, ja alle Völker anklagen kann, aber ich finde es unmenschlich und müßig, wenn man ein Volk herausreißt und in ihm die Mängel aller übrigen verdammt; es ist ebenso beschränkt wie der Judäische Gedanke, nur sein Volk für ein auserwähltes zu halten. In dieser Hinsicht mußten die letzten politischen Ereignisse uns in hohem Grade erziehen. Haben nicht

früher fast alle Schriftsteller die Römer und Wiener derselben Mängel beschuldigt, und dazu noch die Anklage der Feigheit gefügt? Die Oktober-Revolution und das Römische Triumvirat haben die Reputation dieser Städte rehabilitirt. Doch das ist nicht Alles. Es ist ganz wahr, daß der Russische Bauer überall, wo er kann, den Edelmann und Beamten betrügt, die ihrerseits ihn nur deßhalb nicht betrügen, weil sie es viel einfacher finden, ihn zu plündern. Seine Feinde in dieser Lage zu betrügen, heißt Verstand haben. Im Gegentheil, die Russischen Bauern sind unter sich sehr ehrlich und treuherzig; als Beweis dafür führe ich an, daß sie niemals schriftliche Kontrakte untereinander aufsetzen, daß das Land in den Kommunen und das Geld in den Arbeiter-Assoziationen getheilt ist. Auf einen Zeitraum von zehn und mehr Jahren kommen höchstens ein paar derartige Prozesse.

Das Russische Volk ist religiös, weil ein Volk in den jetzigen Staatsverhältnissen nicht unreligiös sein kann. Das klare Bewußtsein ist eine Folge der Entwickelung, die Wahrheit und der Gedanke existirt bis jetzt für die Minorität. Das Alles ersetzt dem Volke die Religion; sie antwortet auf alle seine ästhetischen und philosophischen Fragen, die auf allen Stufen in der menschlichen Seele existiren. Die phantastische Poesie der Religion ist eine Erholung von der Prosa des Ackerbau's und des Heumachens. Der Russische Bauer ist abergläubisch, aber gleichgültig gegen die Religion, die er zudem gar nicht kennt. Er beobachtet genau alle äußeren Gebräuche, um die Sache abzumachen: er geht des Sonntags zur Messe, um sechs Tage nicht mehr an die Kirche zu denken. Die Geistlichen verachtet er als Faulenzer und habsüchtige Menschen, die auf seine Kosten leben; alle Volkszoten und Gassenhauer haben als Heroen des Lächerlichen und Verächtlichen stets den Pfaffen, den Diakonus oder ihre Frauen. Eine Masse von Sprüchwörtern bezeichnet die Gleichgültigkeit der Russen in religiöser Hinsicht. „So lange der Donner keinen Schlag gibt, der Blitz nicht einschlägt, so lange wird der Bauer kein Kreuz schlagen.“ „Vertraue auf

Gott, aber handle selbst." Custine erzählt, daß der Postillion, der seinen Hang zu kleinen Diebstählen im Scherze vertheidigte, sagte: es ist den Menschen einmal so angeboren, und wenn Christus nicht gestohlen hat, so kam es daher, daß er die Hände voller Wunden hatte. Das Alles zeigt, daß man bei diesem Volke weder jenen wilden Fanatismus vorfindet, dem wir in Belgien und Luzern begegnen, noch die kalte und hoffnungslose Strenggläubigkeit, wie in Genf und England, überhaupt bei den Völkern, die lange unter dem Einfluß der Jesuiten und Kalvinisten standen. Im eigentlichen Sinne des Wortes sind nur die Schismatiker religiös. Der Grund davon liegt nicht allein in dem reellen National-Charakter, sondern in der Religion selbst. Die griechische Kirche war niemals außerordentlich propagandistisch und expansiv; mehr als der Katholizismus der Evangelischen Lehre treu, konnte sie um so weniger in's Leben treten; gereift auf dem verfaulten byzantinischen Boden, konzentrirte sie sich im Innern der Klosterzellen, beschäftigte sich tiefsinnig mit theologischen Kontroversen und theoretischen Fragen; unterjocht von der weltlichen Gewalt, entfernte sie sich in Rußland noch mehr als im byzantinischen Reiche von den öffentlichen Staatsangelegenheiten. Vom 10. Jahrhundert bis auf Peter I. ist nur Ein volksthümlicher Prediger bekannt, und diesem wurde von dem Patriarchen Stillschweigen auferlegt. Ich sehe es als ein großes Glück an für das den Eindrücken leicht zugängliche und von Charakter sanfte Russische Volk, daß es nicht durch den Katholizismus korrumpirt war. Mit diesem ging auch ein anderes Unglück an ihm vorüber. Der Katholizismus, wie gewisse bösartige Krankheiten, kann sich nur durch Gifte kuriren, er führt gerade den Protestantismus nach sich, der die Geister auf der einen Seite etwas befreit, um sie auf der andern wieder zu knechten. Endlich braucht Rußland, da es nicht zur occidentalen großen Kircheneinheit gehörte, auch jetzt nicht die Geschicke Europa's zu theilen.

Eine thätige, zu Opfern für den Thron bereite Hingebung ist mir eben so wenig im Russischen Volke vorgekommen. Es

ist wahr, daß der Russische Bauer im Kaiser vor seinen nächsten Feinden einen Beschützer sieht, daß er ihn als den höchsten Ausdruck der Gerechtigkeit betrachtet und an sein göttliches Recht glaubt, wie mehr oder weniger alle europäisch-monarchischen Völker; allein diese Verehrung führt ihn zu keiner That und aus seiner Anhänglichkeit für den Kaiser kann man darum weder einen Vendeer, noch einen spanischen Karlisten machen, ja es geht diese Verehrung nicht bis zu jener rührenden Liebe, welche noch unlängst einem Volke nicht ohne Thränen von ihren Landesvätern zu sprechen erlaubte. Dazu muß man bekennen, daß das Russische Volk von der Zeit an in seiner Liebe zum Throne erkaltete, seit es durch die europäische Bureaukratie der Regierung entfremdet worden. Ein dynastischer Aufstand, wie er z. B. für den falschen Demetrius vorfiel, ist jetzt durchaus unmöglich. Nach Peter I. nahm das Volk gar keinen Antheil an allen Petersburger Umwälzungen. Einige Prätendenten, ein Haufe von Intriganten und eine Bande von Garden warfen von 1725 bis 1762 die kaiserliche Krone von Hand zu Hand. Das Volk schwieg ohne alles Interesse daran, ob die Braunschweigische Prinzessin oder die Kurländische, ob der Herzog von Holstein oder seine Anhalt-Zerbstische Frau von der Kamarilla als Kaiser und Romanoff anerkannt würden, ihm waren sie alle unbekannt und dazu noch Deutsche. Pugatscheff's Aufstand hatte einen ganz anderen Sinn: es war der letzte verzweifelte Versuch des Kosackenthums und der Leibeigenschaft, sich vom harten Joche zu befreien, das sie sichtbar immer mehr und mehr unterdrückte. Der Name Peters III. war nichts als ein Vorwand; mit diesem Namen konnte man nicht einige Provinzen in Aufruhr bringen. Zum letzten Male zeigte das Russische Volk sich 1812 politisch begeistert. Der Gedanke der Unmöglichkeit bei sich besiegt zu sein, liegt tief im Bewußtsein jedes Russischen Bauern, das ist seine politische Religion. Als er den ausländischen Feind in seinem Lande sah, ließ er seinen Pflug stehen und griff zur Flinte. Sterbend im Kampfe „für den weissen Czaren und die heilige Mut-

ter Gottes", wie er sagte, starb er eigentlich für die Unantastbarkeit des Russischen Landes.

Der Stand, mit dem das Russische Volk in unmittelbare Berührung tritt, ist der Provinzialadel und das Beamtenthum, welche die letzte Stufe des rasirten Rußlands bilden. Die Beamten, durch die Unterdrückung jeder Publizität tief korrumpirt, stellen die servilste Klasse in Rußland vor, hängt ihr Schicksal vollkommen von der Regierung ab; der Provinzialadel seinerseits, nicht weniger durch sein Recht der Exploitation der Bauern korrumpirt, ist doch unabhängiger und in Folge dessen etwas selbständiger als das Beamtenthum. In den Provinzialverfassungen ist noch etwas Leben, der Adel macht gewöhnlich den Gouverneuren und seinen Beamten eine Opposition; die Mittel dazu fehlen ihm nicht. Katharina II. setzte Peters I. Methode fort und vergrößerte und befestigte auf diese Weise die Rechte des Adels; zur selben Zeit stürzte sie Millionen von Bauern in die Leibeigenschaft und bezahlte mit Bauern-Kommunen ihre egyptischen Nächte. Der Adel jeder Provinz hat das Recht, seine selbständigen Versammlungen zu halten, seine Marschälle und, was noch wichtiger ist, die Richter in den zwei ersten Instanzen, die Präsidenten dieser Gerichte und die sämmtlichen Administrativ-Polizeibeamten der Distrikte zu wählen. Zwar haben die übrigen Volksklassen einen Theil an diesen Rechten, indessen bleibt dem Adel die Majorität, mit Ausnahme der Munizipalbehörden und Bürgermeister, welche von den Kaufleuten und Bürgern der Stadt gewählt werden. Die Regierung schickt in jede Provinz einen Gouverneur, ein Administrativ- und Finanz-Kollegium, in jede Stadt einen Polizeibeamten und für jedes Gericht einen Prokurator. Der Adel hat das Recht, den Gouverneur in allen Geldangelegenheiten zu kontrolliren, jeder Edelmann kann in seiner Provinz ohne alle Beschränkung zum Richter, Präsidenten und Marschall gewählt werden. Damit sind alle freien Institutionen erschöpft. Wenn wir von der provinziellen zur staatlichen Verfassung übergehen, so werden wir mit jedem höher in die

Hierarchie führenden Schritte weniger und weniger menschliche Rechte und Antheil der Regierten an der Regierung finden. Die Petersburger Centralisation drückt wie der schneebeladene Gipfel eines Berges auf Alles mit ihrer kalten und einförmigen Last; je näher man ihr kommt, um so weniger Spuren des Lebenden und Unabhängigen gewahrt man. Der Senat, der Staatsrath, die Ministerien sind Nichts als passive Werkzeuge, die höchsten Würdenträger sind Nichts als Schreiber, Polizeisoldaten, mit einem Worte Telegraphen-Arme, mit welchen der Winterpalast in Petersburg dem Lande seinen Willen ankündigt.

Der russische Adel, in der seit Peter I. existirenden Form, stellt eher eine Prämie für geleistete Dienste als eine in sich geschlossene Kaste vor. Man verliert sogar dem Gesetze nach den Adel, wenn die zwei vorhergehenden Generationen nicht im Staatsdienste gestanden. Die zum Adel führenden Wege sind nach allen Seiten hin geöffnet. Vor fünf Jahren hat man in dieser Hinsicht einige Schwierigkeiten aufgeworfen, aber sie gehören in die Reihe jener Maßregeln, welche ohne Folgen den Tag nach einer kaiserlichen Beerdigung verschwinden. — Peter I. hätte mit seiner ganzen Macht nichts ausrichten können, wenn er nicht eine Menge Unzufriedener schon angetroffen hätte. Diese Unzufriedenen halfen ihm; aus ihnen und aus Allem, was der neuen Regierung diente, bildete sich das europäisirte Rußland. Peter I. adelte es, im Gegensatze zum unrasirten Rußland. Aus dieser Klasse entstand nicht nur keine starke Aristokratie, sondern sie löste sogar die einst mächtige Aristokratie des alten Bojaren- und Fürstenadels in sich auf.*) Der neue Adel, der beständig aus allen Klassen neue Kräfte in sich aufnahm, hatte nur einen aristokratischen Sinn im Verhältnisse zum Bauern, so lange er Bauer blieb, d. h. zu dem Theile des Volkes, welches von der Regierung gleichsam außerhalb des Gesetzes gestellt war. — Wahrscheinlich waren in den ersten Zeiten nach der Reform alle diese dicken und verwilderten Bojaren in ihren gepuderten Perrücken und seidenen

*) Das Recht der Erstgeburt ist in Rußland vollkommen unbekannt.

Strümpfen den Stutzern in Otahaiti sehr ähnlich, welche in rothen englischen Uniformen mit Epauletten ohne Hosen und Hemd einherstolziren. Aber Dank unserem Nachahmungstalente, der hohe Adel hat sich bald der Manieren und der Sprache der Versailler Höflinge bemächtigt. Indem er die feinen Formen und Sitten der Europäischen Aristokratie annahm, verlor er nicht ganz seine eigenen und deßhalb stellte seine Lebensweise zur Zeit Katharina II. ein originelles Gemisch von wilder Unbändigkeit und Hofbildung, von aristokratischer Morgue und halb orientalischer Unterwürfigkeit vor. Diese Sitten waren doch mehr originell und eckig, als karrikirt; sie hatten nichts von diesem banalen und abgeschmackten Ton, der immer die deutsche Aristokratie auszeichnete. — Zwischen dem höchsten, beinahe ausschließlich in Petersburg wohnenden Adel und dem adeligen Proletariat der Beamten und besitzlosen Edelleute findet sich eine dicke Schicht des mittleren Adelstandes, dessen moralisches Zentrum in Moskau ist. Abgesehen von der allgemeinen Verderbtheit dieser Klasse muß man gestehen, daß in ihr der Keim und der geistige Mittelpunkt für die nächste Revolution liegt. Die Lage der gebildeten Minorität dieses Standes (die gar nicht unbedeutend) ist eine sehr tragische; sie ist vom Volke getrennt, weil vor einigen Generationen ihre Väter sich der zivilisirenden Regierung anschlossen, von der Regierung getrennt, weil sie sich zivilisirt hat. Das Volk sieht Deutsche, die Regierung Franzosen in ihnen. In diesem Stande, der zwischen der Zivilisation und dem Plantator-Recht, zwischen dem Joche der unumschränkten Gewalt und den gutsherrlichen Rechten auf die Bauern, mit der höchsten wissenschaftlichen Bildung Europa's ohne die freie Rede, ohne Geschäfte, ausgenommen den Staatsdienst, so absurd dasteht, setzten sich eine Masse solcher Leidenschaften und Kräfte nieder, die eben durch den Mangel an einem Ausgange gähren, sich vergrößern, und manchmal in hervorstechenden Persönlichkeiten voll Exzentrizität Luft machen. Aus ihm ging die ganze literarische Bewegung hervor, Puschkin, dieser

vollständigste Repräsentant der Breite und des Reichthums der Russischen Natur, in ihm wuchs und reifte der 14/26. Dezember 1825 heran, diese indulgentia plenaria der ganzen Kaste, ihr Rechnungsabschluß für ein ganzes Jahrhundert. Jahrzehnte von Zwangsarbeit, fünfundzwanzigjährige Verschickung konnten diese heroischen Menschen nicht brechen und beugen, welche mit einem Haufen von Soldaten auf den Isaks-Platz herabstiegen, um dem Kaiserthume den Handschuh hinzuwerfen und öffentlich solche Worte auszusprechen, die bis auf den heutigen Tag von Brust zu Brust in der neuen Generation wandern.

Die Insurrektion von 1825 schließt die erste Epoche der Petersburger Periode ab. Die Aufgabe war gelöst. Die gebildete Klasse, jene Volksklasse, die dem von Peter I. gegebenen Impulse konsequent blieb, bewies jetzt mit ihrem thätigen Hasse gegen den Absolutismus, daß sie die westlichen Brüder eingeholt hatte. Sie haben dieselben Forderungen und Meinungen vollkommen mit Riego, Gonfalonieri und den Karbonari's getheilt. Das Entsetzen der Regierung war um so größer, als sie auf der einen Seite alle Elemente des Adels und der Militärhierarchie in den Aufstand verwickelt fand, und auf der andern Seite sich wieder erinnerte, daß sie kein reelles Band an das alt russisch gebliebene Volk knüpfte. Der 14/26 Dezember hat alles Künstliche, Undauerhafte und Zeitliche des Petersburger Kaiserthums offenbart. Der Erfolg der Revolution hing an einem Haare ... Was daraus geworden wäre, ist schwer zu sagen; aber was auch gekommen sein möchte, man kann positiv behaupten, daß Volk und Adel ganz ruhig das fait accompli angenommen hätten. Diesen, und eben diesen entsetzlichen Gedanken begriff jetzt die Regierung. Mißtrauisch gegen den Adel wollte sie sich national machen und machte sich 'nur zur Feindin jeder Bildung. Die Nationalader mangelte ihr vollkommen. Die neue Regierung begann finster. Ein ganzes Corps neu organisirter geheimer Polizei umringte den Thron. Das Gouvernement verläugnete jetzt die volle hundert Jahre lang von ihm hoch erhobenen Prinzipien

Peters I., ein schwerer Schlag nach dem anderen fiel auf alles Freie, auf jede intellektuelle Thätigkeit, der Terror entfaltete sich immer mehr und mehr. Man fürchtete sich, etwas drucken zu lassen, Briefe zu schreiben, ja man fürchtete sich, nicht nur öffentlich, sondern auch in seinem eigenen Zimmer zu sprechen: Alles verstummte. Die gebildeten Leute fühlten jetzt ihrerseits, daß sie keinen heimischen Boden unter sich hatten, sahen ihre Schwäche vor Augen und verzweifelten. Ihre Thränen und ihren Groll im Innern verbergend, zerstreuten sie sich auf ihren Landgütern und auf allen großen Straßen Europa's. Petersburg, wie die Regierung, nahm einen andern Charakter an: es war eine Stadt in ewigem Belagerungszustande. Die Gesellschaft schritt mächtig rückwärts. Die aristokratischen Gefühle der menschlichen Würde, die unter Alexander viel Boden gewonnen hatten, waren zertreten bis auf die Möglichkeit eines Gesetzes für die ausländischen Päße und bis auf die Sitten, welche Ihnen Custine schildert.

Aber die innere Arbeit dauerte um so tiefer und kräftiger fort, als sie keine Gelegenheit fand, sich zu bethätigen. Von Zeit zu Zeit erschollen Stimmen, die alle Fibern des menschlichen Herzens erzittern machten: es war ein Schrei des Schmerzes, ein Stöhnen des Unwillens und ein Lied der Verzweiflung, und zugleich mit diesem Schrei, diesem Stöhnen und diesem Liede die Nachricht vom traurigen Schicksal des verwegenen Verfassers, der nach dem Kaukasus oder Sibirien wandern mußte. In dieser Weise hat zehn Jahre nach dem 14/26 Dezember ein tiefdenkender Mann einige Druckbogen in die Welt geworfen, welche der ganzen lesenden russischen Welt einen elektrischen Stoß versetzten. Diese Schrift war ein ruhiger, unerbittlicher Vorwurf, sie schien eine leidenschaftslose Betrachtung der Russischen Zustände zu sein, war aber der zornige Blick eines Mannes, der in den edelsten Seiten seines Wesens tief beleidigt ist. Streng und kalt fordert er Rußland für alle Leiden zur Rechenschaft, die es dem denkenden Menschen bereitet, und sie von allen Seiten betrachtend, wendete er sich ab, verfluchte die Vergangenheit des Lan-

des, verachtete seine Gegenwart und prophezeit seiner Zukunft nur Unheil. Solche Stimmen hörte man nicht während der hellen Epoche des etwas erotischen Liberalismus unter Alexander, man hörte sie sogar nicht in den Puschkin'schen Poesien; um sie aus einer menschlichen Brust herauszupressen, müßte man die unerträgliche Last eines zehnjährigen Terrors, des Unterganges aller Freunde, des Ruhmes der Erstürmung Warschau's und der Beruhigung Polens ertragen. Tschaadaeff hatte in Vielem Unrecht, aber seine Stimme war begreiflich und enthielt eine tragisch lyrische Wahrheit in sich. Das erklärt ihre große Wirkung. — Um diese Zeit nimmt alles Bedeutende in der Literatur einen anderen Charakter an. Mit der Nachahmung der Franzosen und der Deutschen ist's vorbei, der Gedanke konzentrirt sich und wird giftig. Eine bittere Hoffnungslosigkeit und eine bittere Ironie des eigenen Geschickes bricht überall sowohl in den Versen von Lermontoff durch als in Gogol's Hohngelächter, welches, wie er sagt, die Thränen verdeckt. — Wenn jetzt die Elemente des neuen Lebens und der Bewegung sich weder sammelten, noch zur Einheit gelangten, welche vor dem 14. Dezember herrschte, so liegt der Grund davon unter Anderem darin, daß die wichtigsten Fragen viel zusammengesetzter und tiefer wurden. Alle ernsten Männer sahen ein, daß es nicht mehr genügte, sich von Europa in's Schlepptau nehmen zu lassen, daß in Rußland etwas Eigenes, etwas Besonderes existirt, was man nothwendiger Weise in der Geschichte und in der Gegenwart studiren und verstehen muß. Die Einen hielten dieß Eigene gar nicht für feindlich und unverträglich mit dem Europäismus, ganz im Gegentheil sahen sie die Zeit voraus, wo Rußland über die Petersburger Periode und Europa über den Konstitutionalismus hinaus sich begegnen würden. Die Anderen dagegen, die ganze Last der gegenwärtigen Zustände auf die Antinationalität der Regierung wälzend, vermischten alles Occidentale mit demselben Hasse. Petersburg lehrte diese Menschen jede Bildung verachten, sie wollten wieder zu den engen Formen der Zeit vor Peter I. zurückkehren, in welchen

schon einmal das russische Leben fast erstickt wäre. Glücklicher Weise ist der Weg zum alten Rußland längst mit einem dichten Walde bewachsen, und weder die Slavophilen noch die Regierung werden ihn wieder ebnen. Der Streit dieser Parteien gab im letzten Jahrzehnt der Literatur ein neues Leben, die Subskription auf die Journale vermehrte sich bedeutend und in den öffentlichen geschichtlichen Vorlesungen brachen die Bänke der Moskauer Universität von Zuhörern. Vergessen Sie nicht, daß bei der außerordentlichen Armuth an Organen der öffentlichen Meinung sich die literarisch-wissenschaftlichen Fragen zu einer Arena für die politischen Parteien umgestalteten. So standen die Sachen, als die Februar-Revolution ausbrach. Die Regierung, anfangs betäubt, machte nichts; als sie aber die demüthige und unterwürfige Lage der bescheidenen Republik sah, kam sie bald wieder zu Sinnen. Die Russische Regierung erklärte laut, daß sie sich als die Vorkämpferin des monarchischen Prinzipes betrachte, und auf die Solidarität der Bildung mit der Revolution deutend, (wie die französische Nationalversammlung) verhehlte sie nicht, daß sie Alles für die „Ordnung“ zu opfern bereit sei. Die Russische Regierung, mächtiger als jene Versammlung, ging zynisch und frech auf die Vernichtung der fortschreitenden Bildung los.

Was wird daraus werden? . . . Vielleicht wird alles Gebildete in Rußland untergehen. Schauderhaftes Resultat! Aber Rußland wird dennoch daran nicht zu Grunde gehen. Leicht möglich sogar, daß dieß dem Volke ein Zeichen des Erwachens ist, und daß es eine andere Rechtspflege anfangen wird. Die Regierung hat, wie es scheint, vergessen, daß sie in Petersburg geboren, daß sie die Regierung des rasirten Rußlands ist, daß der Europäismus auch verpflichtet, und mag sie jetzt sich noch so orthodox und national anstellen, so nimmt sie der Russische Bauer doch für Deutsch. Das Schicksal des Petersburger Thrones — bewundern Sie die großartige Ironie! — ist mit der Civilisation verbunden, der Thron wälzt sich, indem er sie ver-

nichtet, in einen schrecklichen Abgrund, und wenn er sie gedeihen läßt, so fällt er in einen andern Abgrund. — Auf der andern Seite ist es möglich, daß Rußland in Folge des unerträglichen Druckes sich in viele Theile zersprengen wird; vielleicht auch wird es sich ganz einfach vorwärts stürzen und mit Ungeduld die ungeschickten Reiter von seinem gesunden Rücken abschütteln. Das Alles liegt in der Zukunft, und ich bin kein Meister in der Wahrsagekunst.

Nach Allem, was ich gesagt, kommt unwillkürlich eine Frage: was für eine Idee, was für einen Gedanken bringt denn dieses Volk in die Geschichte hinein? Bis jetzt sehen wir nur, daß es sich selbst hineinbringt, und das ist überhaupt die Lage alles Dessen, was unreif ist. Was für eine Idee bringt ein Kind in die Familie? Es bringt nur die Fähigkeit, die Bereitwilligkeit, die Möglichkeit einer Entwickelung; ob aber diese Möglichkeiten existiren, ob seine Muskeln stark, ob seine Fähigkeiten entsprechend sind, das ist einer Beurtheilung unterworfen. Und eben dieß Studium Rußlands schlage ich gegenwärtig mehr als sonst vor. Im Gegensatze zu Europa, das von einem langen Leben abgezehrt ist, für welches es die besten Kräfte hingegeben hat, erscheint ein Volk, dessen Wesen noch nicht ein einziges Mal involvirt war, welches unter der harten äußern Rinde des Czarismus und des Kaiserthums wuchs und sich formirte, wie Kristalle unter einer Geode wachsen; die Rinde des Moskauischen Czarismus fiel ab, so bald sie unnütz wurde; die Rinde des Kaiserthums ist noch loser. Es ist wahr, daß bis jetzt das Russische Volk gar nicht an die Regierung dachte; es glaubte kindisch und unterwarf sich passiv. Nur eine feste Burg bewahrte es durch alle Zeiten, seine ländliche Kommune, und damit steht es einer sozialen Umwälzung näher als einer politischen. Rußland erscheint als das letzte Volk noch voll von jugendlichen Forderungen an's Leben zu einer Zeit, wo die anderen Völker Ruhe wollen, es erscheint im Uebermuthe seiner wilden Kräfte zu einer Zeit, wo die Anderen sich müde nnd abgelebt fühlen. Ihre Ver-

gangenheit war arm, ihre Gegenwart ist monstruos; freilich gibt das noch keine Rechte. Viele Völkerracen traten vom Schauplatze der Geschichte ab, ohne in ganzer Fülle gelebt zu haben; aber sie hatten nicht, wie Rußland, solche kolossale Ansprüche auf die Zukunft. Sie wissen: in der Geschichte tarde venientibus nicht ossa, sondern die besten Früchte, wenn sie fähig sind, dieselben zu assimiliren. Und hier liegt die Hauptfrage. — Die Kraft des Russischen Volkes ist von ganz Europa durch dessen Furcht vor demselben anerkannt, seine Fähigkeit hat es in der Petersburger Periode bewiesen, es hat Vieles mit gefetteten Händen gethan; es ist sonderbar und dennoch wahr, sowie es wahr ist, daß andere arm begabte Völker in ganzen Jahrhunderten voll Freiheit nichts gethan haben. Die Gerechtigkeit gehört nicht zu den vorzüglichen Eigenschaften der Geschichte, die Gerechtigkeit ist zu klug und zu prosaisch, das sich entwickelnde Leben aber kapriziös und poetisch, sie gibt demjenigen, der es nicht verdient hat, weil für den Andern selbst der Dienst eine Belohnung war!

* * *

— — — Das ist Alles, was ich Ihnen dieß Mal sagen wollte, mein lieber Herwegh; ich könnte hier ganz gut schließen. Mir fällt jetzt aber plötzlich ein bizarrer Gedanke ein, daß sich nämlich viele gute Leute und „schlechte Musikanten“ finden werden, die in meinem Briefe einen einseitigen Patriotismus, eine Vorliebe für Rußland sehen und sich darauf berufen, daß sie sich Rußland anders dachten. Ja, ich liebe Rußland. — Ueberhaupt halte ich es für unmöglich oder für unnütz, über einen Gegenstand zu schreiben, den man weder liebt noch haßt. Meine Liebe ist aber kein thierisches Gefühl der Gewohnheit, keine Naturgewalt, aus welcher man die Tugend des Patriotismus gemacht hat: ich liebe Rußland, weil ich es kenne, mit Bewußtsein, mit Rechenschaft. Ich hasse auch sehr Vieles in Rußland, ohne Maßen und mit der ganzen Macht des ersten Hasses. Ich verhehle weder das Eine noch das Andere. In Europa kennt man Rußland gar nicht, in Rußland

kennt man Europa sehr schlecht. Es gab eine Zeit, wo ich als Verschickter Angesichts des Ural-Gebirges von Europa phantasirte; ich glaubte an Europa und besonders an Frankreich. Ich benutzte den ersten Moment der Freiheit, um nach Paris zu kommen. Das war noch vor der Februar-Revolution. Ich sah die Zustände etwas näher an und erröthete vor meinem Vorurtheile. Jetzt bin ich wüthend ob der Ungerechtigkeit der engherzigen Publizisten, die den Czarismus nur unter dem 59. Grad nördl. Breite erkennen. Warum diese zwei Maße? Schimpft und macht den Petersburger Absolutismus, unsere passive Ausdauer herunter wie Ihr wollt; aber schimpft überall und erkennt den Despotismus in allen Formen, sollte er sich als Präsident einer Republik, als provisorische Regierung oder National-Versammlung offenbaren. — Es ist eine Schande, im Jahre 1849 nach den Verlusten aller Hoffnungen und Errungenschaften, neben den Leichen der Gefallenen und Füsilirten, neben den Gefetteten und Deportirten, bei dem Anblicke jener Unglücklichen, von Land zu Lande Gejagten, welchen man ein Dach, wie den Juden im Mittelalter, gibt, welchen man ein Stück Brod, wie den Hunden, hinwirft, um sie dann fortzujagen: in diesem Jahre ist es eine Schande, auf dem engen Standpunkte des liberalen Konstitutionalismus, dieser unfruchtbaren platonischen Liebe zur Politik, stehen zu bleiben. Die optische Täuschung, durch welche man der Sklaverei den Anschein der Freiheit gab, ist verschwunden; die Masken sind gefallen; wir wissen jetzt genau, was die republikanische Freiheit Frankreichs und die konstitutionelle Freiheit Deutschlands sagen will, wir sehen jetzt ein, (und wenn wir es nicht einsehen, so ist es unsere Schuld) — daß alle die bestehenden Regierungen von dem bescheidensten Kantone in der Schweiz an bis zum Selbstherrscher von Rußland verwandte Variationen für ein und dasselbe Thema sind:

„Man muß die Freiheit der Ordnung opfern, das Individuum der Gesellschaft; je mehr deßhalb regiert wird, um desto besser.“

Noch einmal: In Rußland ist es abscheulich zu leben, in Europa ebenso abscheulich. Weswegen habe ich denn Rußland

verlassen? Um darauf zu antworten, werde ich Ihnen einige Worte aus meinem Abschiedsbriefe an meine Freunde übersetzen. „Täuscht Euch nicht! Ich habe hier weder Freude noch Zerstreuung, weder Ruhe noch persönliche Sicherheit gefunden, ich kann mir sogar nicht denken, daß jetzt Jemand in Europa Ruhe oder Freude finden kann. Ihr laset den Gram aus jedem Worte meiner Briefe. Das Leben hier ist sehr schwer. Ich glaube hier an nichts, als an die Bewegung, ich bedaure hier nichts als die Opfer, ich liebe hier nichts, als was man verfolgt und schätze nichts hoch, als was man hinrichtet, und dennoch bleibe ich. Ich bleibe, um doppelt zu leiden an unserem und dem hiesigen Kummer, vielleicht, um bei der allgemeinen Auflösung unterzugehen. Ich bleibe, weil der Kampf hier offen ist, weil er hier eine Stimme hat. Wehe dem, der hier besiegt wird! Aber er geht nicht eher unter, als bis er sein Wort gesprochen, als bis er seine Kraft im Kampfe erprobt hat! Und für dieses Wort, für diesen offenen Kampf, für diese Publizität bleibe ich hier." Das war am 1. März 1849 geschrieben. Vieles hat sich seit der Zeit verändert. Das Vorrecht der offenen Rede und des offenen Kampfes schwindet mit jedem Tage mehr und mehr, Europa wird mit jedem Tage mehr und mehr Petersburgisch; es gibt sogar Länder, die in höherem Grade Petersburgisch sind, als Rußland. Das wissen die Ungarn, die sich unter den Schutz der Russischen Fahnen begeben ... Und wenn man uns auch hier ein Schnupftuch in den Mund stopft und uns unterdrückend sogar nicht einmal erlauben wird, mit lauter Stimme unsere Unterdrücker zu verfluchen, dann gehe ich nach Amerika, männlich Alles der menschlichen Würde und dem freien Worte opfernd.

Wahrscheinlich gehen Sie dann mit? ...

Jetzt genug! Solche Monster-Dedikationen bekommt man selten, überhaupt bekommt man Dedikationen nicht oft von

Montreux, den 25. August 1849.

Barbaren.

An Giuseppe Mazzini.

An Giuseppe Mazzini.

(Fortsetzung des Briefes an Georg Herwegh.)

Mein Herr! Erlauben Sie mir, Ihnen für die Ehre, die Sie mir durch die Uebersetzung meines Briefes über Rußland erwiesen haben, meinen Dank auszusprechen und ihm noch einige durch die neuesten Verwicklungen hervorgerufene Bemerkungen hinzuzufügen.

Man redet von einem Kriege zwischen Rußland und der Türkei. Das Verlangen des Kaisers Nikolaus nach einem Bruche mit der Pforte ist augenscheinlich; wenig bedenklich in der Wahl seiner Mittel, hat er sich mit einem Vorwande begnügt, der, wenn gleich er jedes Grundes ermangelt, doch von einer unerhörten Unmenschlichkeit zeugt. Es ist zu verwundern, daß ein so gewandter Mann, wie Hr. Titoff, ehemaliger liberaler Schriftsteller von Moskau, sei es auch bloß aus Liebe für seinen Ruf, keinen andern Ausweg gefunden hat.

Sonderbar! Der Kaiser Nikolaus erscheint nach einer Regierung von 25 Jahren als ein ebenso unversöhnlicher Verfolger wie am ersten Tage seiner Thronbesteigung. Man fing schon an, die traurigen Tage zu vergessen, in denen er die Ordnung in Warschau zur Herrschaft brachte; sein Ruf verbesserte sich durch die tiefe Gesunkenheit und bluttriefende Grausamkeit aller andern Regierungen. Uebertroffen durch die Cavaignac'schen Füsiladen und die republikanischen Deportationen, übertroffen durch das finstere delirium tremens eines seiner Nachbarn und durch die

giftschwellende Nymphomanie einer Nachbarin, welche als Henker einen Blutjungen, ihren eigenen Sohn, gebraucht, trat der Kaiser Nikolaus schon in die zweite Reihe. Und jetzt sehen Sie ihn plötzlich vor die Augen der Welt treten, um der Türkei den Handschuh unter dem Vorwande hinzuwerfen, daß die Pforte, die weder christlich, noch bourgeois, noch civilisirt und der Tradition der orientalischen Gastfreundschaft eingedenk ist, die Auslieferung von sieben oder acht Helden verweigert, um sie nicht füsiliren zu lassen. Wahrhaftig, das ist eine Beleidigung; eine derartige Kleinigkeit verweigern Freunde einander nicht! Es ist sehr leicht möglich, daß dieser Vorfall ohne einen Schwertstreich endet. Unser ohnmächtiges und hinfälliges Jahrhundert versucht zuweilen einen energischen Anlauf und fällt gleich darauf wieder zurück, ohne Etwas vollbracht zu haben. Es macht einen 24. Februar, um hinter 1789 zurückzugehen. Aber der Krieg zwischen Rußland und der Türkei wird sich nur aufschieben lassen.

Byzanz! Das ist der ewige Traum Rußlands, das ist der Leuchtthurm, den es seit dem 10. Jahrhundert nicht aus den Augen verliert, das ist für die orientalischen Barbaren das orientalische Rom. Tzargrad, Königin der Städte, heißt es in der Volkssprache. Byzanz gab Rußland seine Religion, Byzanz rettete es vom Katholizismus, theilweise auch vom Römischen Rechte und dem Feudalismus, Byzanz, dem Angriffe der Osmanen erliegend, sandte seinen Doppeladler, den Adler des zweiköpfigen Kaiserreiches, als Mitgift einer Paleologin nach Rußland, welche die Frau des ersten Moskauischen Czaren wurde. Peter I. und alle seine Nachfolger konnten nicht ruhig schlafen, sie mußten Konstantinopel um jeden Preis haben. Die blutigen Fetzen von Liefland, Estland, Finnland und Polen genügten ihnen nicht; ihr Lieblingswunsch, ihr Utopien, ihr Ideal war Konstantinopel. Katharina II. gab einem Sohn des Kaisers Paul den Namen Konstantin, Nikolaus hat einen Sohn, der ebenfalls Konstantin heißt und den Titel eines Großadmirals führt.

Der Moment für einen Krieg ist vielleicht nicht schlecht ge-

wählt. Vielleicht werden wir den zweiköpfigen, durch das Eis des Nordens verjüngten Adler sich auf den Halbmond niederlassen sehen, welcher auf der christlichen Kuppel der Sophienkirche prangt. Stambul wird fallen und Byzanz vielleicht sich wieder erheben. Mögen seine Geschicke sich erfüllen!

Was wissen wir von diesem Instinkt, von diesem ewigen fatalistischen Streben, welches die Slavo-Russen nach Byzanz drängt, seit den Waregs Oley und Swiatoslaw, welche ihr barbarisches und heidnisches Wappenschild an die Mauern der Hauptstadt des orientalischen Kaiserreiches annagelten, bis auf den Kaiser Nikolaus?

Das ist ein natürlicher physiologischer Drang, oder, wenn Sie wollen, es ist ein Schicksal. Aber ich möchte dem Kaiser Nikolaus in seinem eigenen Interesse rathen, sich nicht in diesen abenteuerlichen Krieg einzulassen, und er sollte ihn, ehe er ihn unternimmt, zwei Mal vorher wohl erwägen.

Sie denken vielleicht, daß seine Truppen geschlagen würden? Nein! — sie werden siegreich sein. Sie denken vielleicht, daß Europa ihm den Krieg nicht erlauben wird? Nein! — es wird Alles erlauben. Ich weiß recht gut, daß ein solcher Krieg viel Lärm verursachen wird: man wird diplomatische Noten und notable Diplomaten hin und her senden, man wird mit den Flotten eine Spazierfahrt zu Wasser und mit einigen Armeekorps eine Spazierfahrt zu Lande machen, man wird diesen Vorwand benutzen, um das Büdget zu beschweren, um sich einen außerordentlichen Kredit bewilligen zu lassen, man wird in den Kammern ministertödtende Reden halten, man wird auf den Straßen Meetings veranstalten, donnernde Journalartikel schreiben, Berufungen ans Volk richten und friedliche Demonstrationen bereiten, welche den Freunden der Ordnung die erwünschte Gelegenheit geben, einige ihrer Feinde zu füsiliren, einige hundert Sozialisten zu deportiren und einige Rechte zu unterdrücken. Darauf werden die Minister veröffentlichen, daß der Kaiser von Rußland die offensten und genügendsten Erklärungen abgegeben habe, daß

er die Vergrößerung seiner Staaten nicht beabsichtige, daß ein Krieg mit der Türkei nur ein Krieg gegen die subversiven und destruktiven Lehren des Sozialismus sei, und daß er nur den Sozialismus züchtigen wolle. Bei diesen Worten wird die servile Majorität den Ministern ihren Dank votiren und damit ist dann Alles gesagt. Und hat man nicht Polen erwürgen, Ungarn dezimiren, die Moldau und Wallachei beschützen lassen?

Und wer wird denn das Veto aussprechen?

Vielleicht Frankreich, welches Rom getäuscht und ermordet hat? Frankreich, wie die Lady Macbeth, wird sich sobald noch nicht von den Blutflecken rein waschen. Diese Flecken werden an seinen Händen bleiben, bis es die Mitschuldigen des Attentats vom Präsidenten an bis herab auf den letzten Soldaten gestraft haben wird, der es gewagt hat, sein Gewehr auf die Brust eines Römers zu setzen. Frankreich hat seiner Rolle, der revolutionären Hegemonie, entsagt; es hat zu große Verbrechen begangen, als daß es wagen dürfte, seine Stimme gegen irgend eine Ungerechtigkeit zu erheben. — Vielleicht England? Es ist stark, aber man wird sich mit ihm verständigen, man wird ihm Egypten geben, man könnte ihm selbst Petersburg geben, ohne beim Tausche zu verlieren. Während der Verhandlungen wird es einige russische Kauffahrteischiffe verbrennen, es wird einen monströsen Handelsvertrag abschließen und provisorisch einige Inseln besetzen, welche es nachher herauszugeben vergißt.

Vielleicht Oesterreich? Aber im vollen Ernste, gibt es ein Oesterreich? Das ist nichts als eine historische Erinnerung, das ist nichts als ein geographischer Ausdruck, nichts als ein Leichnam, den zu beerdigen man noch nicht Zeit hatte.

Vielleicht das russische Paschalik von Berlin? Aber ist es denn nicht russisch? Und dennoch möchte ich dem Kaiser Nikolaus rathen, sich nicht am Bosphorus zu wärmen. In Petersburg ist es zwar kälter, aber auch sicherer.

Sobald Konstantinopel genommen ist, wird das eiserne, von Peter I. geschmiedete Scepter zerbrechen, denn es kann sich

nicht bis zu den Dardanellen verlängern. Sobald Konstantinopel genommen ist, wird das Haus Romanoff unmöglich, unnütz und verliert allen Sinn. Es verliert ihn schon seit dem Erwachen des Nationalitätsgefühles im Jahre 1812, seit der verfluchten heiligen Allianz, seit dem Aufkeimen des politischen Gedankens im Jahre 1825. Die kaiserliche Gewalt vermag nichts zu schaffen, sie hat alle Initiative verloren, sie kann sich höchstens halten, höchstens jede Bewegung zurückdrängen, den Fortschritt hemmen, ihr einziges Werk ist Verneinung und die Erhaltung ihrer selbst. Rußland, voll von jugendlichem Saft und Kraft, geht rückwärts oder bleibt stehen, was ganz auf dasselbe herauskommt. Der Absolutismus, der Alles in sich aufnimmt und Alles fürchtet, hindert sich in seinen eigenen Schritten, er ist ein schwerer Hemmschuh, der sich mit jedem Augenblicke fester und fester rennt, und der bald die Maschine aufhalten und in die Luft sprengen oder sich selbst zerbrechen wird.

Werfen Sie einen Blick auf die Rolle, welche das Petersburger Gouvernement seit dem 24. Februar spielt. Gierig nach Vergrößerung, wendet es seine Augen nicht von Gallizien, Posen, den Donau-Provinzen ab, zitternd vor Verlangen, sieht es die Möglichkeit, sich der Oesterreichischen Slaven zu bemächtigen; aber es wagt es nicht, aus Furcht, daß es die Revolution dort einimpfe, aus Furcht, daß all' dieß künstliche und schwere Gerümpel des militärischen Despotismus und der deutschen Bureaukratie bei der ersten Bewegung zusammenstürzen werde. Das Scepter Peters I. hat uns den Weg gezeigt, durch den man aus dem alten Rußland herausgehen mußte, aber jetzt kennt es keinen Ausweg aus der düstern Petersburger Periode. Die Vergangenheit bindet und verpflichtet. Die Vergangenheit ist immer gegenwärtig, sie lebt im Blute und im Gehirn, sie beunruhigt das Herz, verfinstert den Gedanken, gebiert den Schrecken und existirt als Erinnerung und Gewissensbiß. Die Gewissensbissen aber nehmen auf dem Throne eine doppelte Gestalt an, die Gestalt der Furcht und der Grausamkeit, die be-

gangenen Fehler werden durch Verbrechen, durch Verfolgungen, selbst durch die Apotheose des Verbrechens gesühnt. Und wenn ein genialer Mann, um Revolutionär auf dem Throne zu sein, zum Despoten wird, so schreibt sein Enkel das Wort „Autokratie" auf seine Fahne, als wenn eine Herrschaftsform im Allgemeinen, geschweige denn der Absolutismus, ein Ziel für ein Volk sein könnte.

Die slavische Welt strebt dahin, sich frei zu föderiren. Rußland ist die organisirte slavische Welt und der slavische Staat, ihm gehört darum faktisch die Hegemonie. Aber die Regierung weist sie zurück; anstatt die Brüder ihres Volkes zu sich zu rufen, denunzirt sie dieselben, anstatt sich an die Spitze der slavischen Bewegung zu stellen, leiht sie ihr Geld und ihren Arm allen Henkern. Sie fürchtet das Nationalitätsgefühl, sie fürchtet die Propaganda, sie fürchtet das schlechte Beispiel für die Armee, die nicht wieder an ihre Herde würde zurückkehren wollen, die sich empören würde; für die Armee, die tapfer, aber nicht ergeben ist; für die Armee, die nicht vor dem Feinde flieht, aber in Friedenszeiten desertirt, welche der schlechten Behandlung und Löhnung müde ist, welche in ihrem Herzen die Verzweiflung einer verlornen Existenz trägt. Der russische Soldat muß 15, selbst 17 Jahre dienen, er hört auf, Bauer und Mensch zu sein; man hat, wie Sie sehen, Alles gethan, um aus ihm ein gelehriges Werkzeug der Regierung zu machen. Aber er fühlt jetzt diese grausame Ungerechtigkeit. Die Armee, welche Polen und die westlichen Provinzen besetzt hält, ist unzufrieden, die Regierung betrachtet mit dumpfer Angst die düstere Haltung ihrer Regimenter — und hat keine Auskunftsmittel. Wenn sie den unerhörten Bestand dieser Armee von 600,000 Mann während des Friedens vermindert, so kann sie das Land von der Ostsee bis nach China hin nicht zusammenhalten, und wenn sie die übermäßige Dienstzeit verkürzt, so sendet sie alljährlich eine Masse junger Menschen, die an die Handhabung der Waffen gewohnt

sind, in die Dörfer. Die Bauern werden sich dann massenweise erheben und damit das Signal zu einer Jacquerie geben.

Aber woher rührt dieser Massenaufstand der Russischen Bauern, da sie doch, wie Sie wissen, genug Grundeigenthum besitzen und eine Kommunalverfassung haben, welche das Proletariat unmöglich macht? Weil diese reformirenden und civilisirenden Romanoffs die erniedrigenden Fesseln der Leibeigenschaft sanctionirt und ausgedehnt, statt abgeschafft, weil sie dieselbe selbst ausgeübt haben und noch ausüben, weil sie den Mißbrauch legalisirt und Gebräuche generalisirt haben, um nur den Adel für sich zu gewinnen und sich doch auf wenigstens Etwas im Volke stützen zu können. Sie haben diese Klasse geschaffen und im Voraus zur Civilisation und Knechtschaft bestimmt, handelten also konsequent, mit ihrer Korruption anzufangen. Arme russische Bauern, was hat man aus euch seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts gemacht? Hat nicht die Freundin Voltaire's, Katharina II., die Landesmutter, die Leibeigenschaft in Kleinrußland eingeführt, hat sie nicht selbst aus den freien Kosacken der Ukraine Leibeigene gemacht, aus diesen unglücklichen, Ackerbau treibenden Kriegern, die durch ein ironisches Schicksal oder aus einer dummen Caprize Schreckgestalten für Europa wurden, während die eigentlichen Schreckgestalten, die stehenden Heere, ein halbes Jahrhundert lang in Klein-Rußland einquartirt waren, um die Ausführung dieser kaiserlichen Thorheit zu beschirmen? Katharina II. beraubte die Klöster Mittelrußlands ihrer Kommunen, um sie ihren Männern zu schenken, und sie fand in ihren Briefen nach Ferney noch Heiterkeit genug, um darin auf Rechnung des barbarischen Kosacken Pugatscheff Witze zu machen. Ihr Sohn, der wahnsinnige Kronenträger, belohnte am Vorabend des 19. Jahrhunderts die Kriecherei seiner Hofleute mit Tausenden von Menschen und erkaufte sich mit andern Tausenden von seinen Meuchelmördern einige Tage Existenz ... Als endlich die Regierung die Unbilligkeit oder vielmehr die ganze Thorheit dieser zu Gunsten einer Kaste ausgeübten räuberischen

Politik erkannte, war es zu spät. Der Adel wollte seine Beute nicht lassen, ohne nicht wenigstens politische Rechte für sich zu erwerben; der Adel, durch die Regierung vom Volke getrennt und mit ihm entzweit, in die Fehler der gouvernementalen Civilisation fortgerissen, war die stärkste Stütze des Thrones und der kaiserlichen Familie, aber auch der erste, der von der Regierung abfiel. Wenn es noch unter ihnen ein haltbares Band gibt, so ist es die Ausbeutung der Bauern. Welche monströse Solidarität! Das Gouvernement bemerkte das bald, es war erbittert über die Undankbarkeit des Adels, es wollte mit der Civilisation sein Spiel treiben und vergaß, daß das letzte Wort der Civilisation die Revolution ist. Da begann die Regierung einen heimlichen Kampf gegen die Rechte des Adels, sie untergräbt sie, indem sie sich die Miene gibt, sie zu beschützen, sie will die Kommune mit dem Lande emanzipiren und wagt nichts zu unternehmen, sie macht Insinuationen und straft jede Volksbewegung für die Emanzipation mit einer Grausamkeit, die nur mit der rohen Barbarei verglichen werden kann, welche wir die Engländer kürzlich in Cephalonien begehen sahen. Die Regierung schwebt in beständiger Furcht vor einer Jacquerie und einer Revolution, sie empfiehlt in dem Manifeste vom 2. April 1842 dem Adel die Emanzipation und befiehlt den Bauern den stummen und passiven Gehorsam, sie wünscht die Freiheit der gutsherrlichen Gemeinden und knechtet durch das Ministerium der Domainen und Apanagen die freien Gemeinden von Tag zu Tage mehr. Verwirrung und Chaos! Mißtrauisch und unbestimmt, eher schroff als entschlossen befindet sich das Russische Gouvernement, welches von einer perfiden und käuflichen Bureaukratie umgeben, von zwei Polizeien getäuscht und von seinen Freunden verkauft ist, in einer wahren Enge; es wünscht als ein durch die Erpressung beschränkter Despotismus öfter die unglückliche Lage des Volkes zu erleichtern, und es ist dazu nicht im Stande; es wünscht die organisirte Plünderung aufzuheben; aber die Plünderung ist noch stärker, als die Regierung. Trau-

rig, hart und erbittert hat sie nur eine feste, unerschütterliche Stütze — die Armee. Und wenn nun die Armee auch nicht so zuverlässig wäre, als man sich einbildet?

Die geschichtliche Physiologie und ihre natürliche organische Teleologie sagen uns, daß das verabscheuungswürdigste Gouvernement sich halten kann, wenn es noch etwas zu schaffen vermag; aber daß jede Regierung ihrem Falle nahe ist, wenn sie nichts, oder nichts als das Schlechte schaffen kann. Wenn für sie Alles, was nur Fortschritt ist, zur Gefahr wird, so muß sie verschwinden, weil sie absurd wird. Das Leben ist die Bewegung; jede Bewegung fürchten, heißt im Todeskampfe liegen.

Die Einnahme von Konstantinopel würde die letzte Anstrengung, der letzte Aufschwung einer Macht sein, die am Verlöschen ist. Sobald der kaiserliche Adler in sein Vaterland zurückgekehrt ist, wird er in Rußland verschwinden; die Einnahme von Konstantinopel würde der Anfang eines neuen Rußlands, es würde der Anfang sein — einer slavisch-demokratischen und sozialen Föderalisation.

London, 10. November 1849.

Ein Russe.




[redacted]
Neufahrnerstr. 8 - Te
8303 Rotte
Digitized by Google









